40
7165
3.

40
165/3
F

<36602420880018
<36602420880018
Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Kinderbibliothek

herausgegeben
von
Joachim Heinrich Campe.

Dritter Theil.

Neue, stark verminderte, und dadurch verbesserte Ausgabe.

Frankfurt am Mayn,
in allen Buchhandlungen.

1796.

Gn. 14428

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenne,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Stral?
Ich möchte dich doch gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmal.

Es ist doch wunderlich, zu wissen,
Daß was Lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein Allerbestes seyn;
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Täubchen so beklommen,
Da kuckt ich mir die Augen blind;
Ich dacht: es wird die Seele kommen,
Allein, es starb — ich armes Kind!
Es starb, und von der kleinen Seele
Hab ich auch keine Spur gekrigt.
Ich merkte wohl die offne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl ich, denk ich nur daran.
Im tiefsten Schlaf doch noch zu wachen,
Im Tode gar! und himmelan
Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich war todt,
Und lebe doch! — Das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ists, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemals weit;
Ich sorge, daß ich ihn nicht kränke,
Und schicke mich zur Sittsamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch ich so gern nach dir.
Doch all mein Forschen bleibt nur träumen,
Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmal sagen hören,
Es sey ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse stören,
Im Guten sey er mir zur Hand.
Ich glaub, ich glaub, ich hab's errathen;
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sey immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bei jedem meiner Fehle,
Die Warnung noch zu rechter Zeit!
Ich will mich deiner stets erfreuen;
Was du auch seyst, du bist von Gott!
Durch dich erhalt ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg ich einst den Tod.

Overbeck.

Mutter und Lieschen,
ein Gespräch.

Was fehlt dir, Lieschen! du siehst ja so traurig aus?

Lieschen.

O nur ein bischen!

Mutter.

Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Spaziergang sollte dich fröhlich machen?

Lieschen.

Ja, das that er auch, liebe Mutter. — Aber da ich mit Hannen sehn wollte, was die arme kranke Schulmeisterin machte: da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thüre, die erbärmlich vor Hunger weinten. —

Mutter.

Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich selbst ihm 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen.

Das sagte Hanne auch zu der Nachbarin, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brod gab.

Mutter.

Und was antwortete die?

Lieschen.

Der arme Mann ist wohl sehr zu beklagen, sagte sie; er läßt sich's blutsauer werden: aber das hilft ihm alles nicht. Denn seine Frau, die ist gar keine Wirthin; sie versteht gar nichts von alle dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmal waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein rein Hemde anziehn will: so muß er es für Geld ausser dem Hause waschen lassen.

Mutter.

Das ist ja arg; und da hattest du wohl Ursache, traurig darüber zu seyn, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige seyn, die dir je zu Gesicht kommt! —

Lieschen.

Ach, das ist noch nicht alles! Hör nur, liebe Mutter; — da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müssiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann nun mit seinen Kindern Mittag- oder Abendbrod zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat dann mit den armen kleinen Kindern nicht einmal ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter.

Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen.

Welche, liebe Mutter?

Mutter.

Die, daß eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestimmung gehört, die allerverächtlichste und unglücklichste Kreatur in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemals begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen.

O ja, liebe Mutter; ich seh es nun noch mehr ein, daß du mich lieb hast, weil du mich arbeiten lehrst. —

Aber sage mir einmal, die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wohl nicht nöthig, so vieler-

lei Arbeiten zu lernen? Die können ja alles, wenn sie einmal verheirathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit so wie für die Armen unentbehrlich. Denn erstlich beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minuten haben würden. Und denn können sie auch das Geld, daß sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleider ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden, verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente seyn, und nicht mehr von ihnen fodern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde, wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen.

Nein, beste Mutter, das glaub ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch seyn mögen, nöthig und nützlich sey.

D. C.

Wil-

Wilhelms Frage
über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbnen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen. —

Dem Sonnenschöpfer ists bekannt;
Mein armer kindischer Verstand
Kann's nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst geboren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen Mai,
Den Bruder Karl einmal genossen;
Und keine Bücherleserei,
Und keine Rosen aufgeschlossen,
Und keines Baumes Honigfrucht,
Auch keine Nachtigallenlieder,
Und keines frommen Lehrers Zucht?

Er kam, und weinte viel,
Trug Schmerzen, und ging wieder
Aus dieser Welt ganz unbekannt
Mit allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
Wohl hier gewesen?

Fer=

Ferdinands Antwort,
im Traum auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
Darüber hab ich zum Bescheide
Von Engeln, die mir's vorgesagt!
Ich kam für mich zu keiner Freude
In eure kleine Welt!
Mich hatte Gott, der alle Wesen
Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
Mich hatte Gott dazu erlesen,
Daß sieben Seelen aus der Noth
Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brod
Gab ein Paar Eltern schwere Bürden.
Sie wohnten unterm Dache, tief
Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
Da sagte nun die Wehemutter,
Die man bei meiner Ankunft rief,
Vom Elend dieser armen Leute;
Und meiner Mutter Mutter lief,
Du weißt's so gut, als wär es heute,
Sie lief und sagt's in reichen Häusern an:
Da mußte Magd und Diener eilen,
Geld, Brod und Kleidung auszutheilen
Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies schrieb der Himmel auf, ich fand's, ich hab's gelesen;
Ich freue mich darob, und bin
Nicht ganz umsonst ein Mensch gewesen,
Mein Leben war Gewinn!

A. L. Karschin.

Der Schmaus.

Ist das die ganze Sache?
So laßt mich nur zu Haus!
Ich weiß nicht, was ich mache
Mit dieser Art von Schmaus.
Ists für die Langeweile?
Ists für den Zeitvertreib?
Ihr zieht mich da am Seile
Und macht mir kranken Leib.

Ich mags kaum wieder denken,
Wie närrisch ich da stand,
Wie Männerchen auf Schränken,
Gedrechselt und gewandt;
Gepudert und frisiret,
Gesteckt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und bange bis zum Tod.

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan?
Geschlichen auf und nieder
Die lange blanke Bahn!
Gehört und nichts verstanden!
Gesprochen? Kaum ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bei so viel Putz und Pracht,
Bei Fächern und bei Degen;
Und dann wohl ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken
Zu allem Dienst gebraucht,

Bei

Bei Pelz und Ueberröcken,
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen?
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist beklommen,
Der Sinn ist gar nicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage;
Mir ists nicht auszustehn.

Nein, Brüder, wenn wir spielen,
So ist das Herz uns leicht;
Wir sind vergnügt und fühlen
Nicht, wie die Zeit verstreicht.
Da, auf den großen Schmäusen
Da gähnet man sich an;
O glücklich ist zu preisen
Wer davon bleiben kann!

Overbeck.

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie so bloß
Hängst du an deinem kalten Moos!
Wie starr und aller Säfte leer
Ist rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutter-au;
Herunter schnaubt der wilde Sturm,
Und krümmt dich armen kleinen Wurm,

Mit Keilen bricht der Frost herein,
Und knickt die zarten Zweigelein

Der

Der Hütte, wo du friedlich ruhst,
Und keinem was zu Leide thust.

Du reckst empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bittest um dein Leben nur
Die immer schweigende Natur.

Und eh noch blinkt das Morgenroth,
So bist du, armes Würmchen, todt.
Der liebe Gott, der keins vergißt,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen; sieh, hernach
Krümmt dich kein herber Wintertag;
Kein starker Sturm von Schlossen schwer
Zerknickt dir deine Hütte mehr.

Stirb, Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies;
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich Würmchen hält.

Wir alle gehen einst, wie du,
Ein jeder hin zu seiner Ruh;
Der liebe Gott, der keins vergißt,
Weiß nur, wo Jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achtens immer für Gewinn.
Der einmal uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Fritz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern: so wollt' es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um fünf Uhr auf; plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bei sich selbst: einmal muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesen Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper, so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während des Anziehens war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paarmal war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzt' er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkt' er, daß ihm alles weit besser von statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz ausserordentlich mit ihm zufrieden; und seine Eltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätt' er heute ein neues Leben angefangen.

Da dacht' er bei sich selbst: belohnt sich das Bischen Selbst-überwindung, die das frühe Aufstehen

mir heute kostete, mit so großem Vergnügen: o so wär' ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte!

Er thats; mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben so früh aufzustehen. Endlich wurd' es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemals länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paarmal euch gezwungen; und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmal einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte einmal, ich ging auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingingen, von denen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkamen, welche zu mir sagten: ich sollte nur nicht weiter fortgehen; denn in der Mitte dieses schmalen Weges läge ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müßte, weil ihn kein Mensch ersteigen könnte.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer einige andre vor mir hingehen sah, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter ging, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einiger Entfernung vor mir läge. Je näher ich aber hinzukam, desto größer schien der Sein zu werden, und zuletzt wurd er so groß, wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergriff mich einer beim Arme und sagte: Du bist auf dem Wege zur Tugend, und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich

durch seine anscheinende Größe nich abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hinüber.

Ich dachte: es soll gewagt seyn; schloß darauf meine Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiters, als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurd' es mir auf einmal so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plötzlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurücksah, erblickt ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurückbebten und wieder umkehrten; ich rief ihnen zu, was ich konnte, sie sollten sich durch diesen Stein doch nicht abschrecken lassen; es sey ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig; fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Moritz.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein ausserordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschaft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinern weg.

Nun

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müßte.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinern Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten: so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen; und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun ging ihm auch alles gut von statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt ersparte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfing?

Moritz.

Das Gewitter.

Ich vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blume; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelich,
Der Athem ging nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einem male war's gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paarmal flammt's; da war's vorbei,
Gereinigt war die Luft,
Der Athem ging nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche nah am See
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch gibt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk ich; und damit gut!
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut.

Overbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen; und schwer und langsam ist gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumigtes Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter; aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Zehnmal werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, eh ihr einmal wieder festen Fuß fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen, sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe herunter liefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eigenen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wolltet.

So ging es dem kleinen Albert.

Seine Eltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuß ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen sollte, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügt' es sich einmal, daß er allein war, so daß ihn niemand sah; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein paar Schritte hinunter zu laufen.

Diesem Gedanken hätt' er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich ab.

Als er ohngefähr in der Mitte des Abhanges war, wollt er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der größten Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank. —

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen zurück, eh' es noch zu spät ist! —

Moritz.

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt?

Das Sicherste und Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser erst gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber, wie? wenn nun unglücklicher Weise dieser erste Schritt einmal gethan ist; wie da, ihr lieben Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Da sey Gott vor!

Nein, Kinder; da sollen wir vielmehr, so bald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen; aber auch sogleich den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist es uns, mit Gottes Hülfe, noch immer möglich, wieder umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergibt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmal begangen hatten, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen: es sey uns nicht mehr möglich, die einmal angenommene Untugend wieder abzulegen; dann würd' es uns gerade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker ging. Und wie ging es dem?

Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurms ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, welches durch Hülfe eines Stricks an einem Hacken oben an des Thurmes Spitze hing.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wohl schon einmal in eurem Leben zugesehn und dabei bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf und nieder lassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinaufziehn; aber indem er damit beschäftiget war, glitschte ihm unglücklicher Weise der Strick aus den Händen, und alsobald fing er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmal allen Muth; er dachte: es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmal verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesem kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denket an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr das Unglück gehabt habt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder gut zu werden; und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Untugend abzulegen, und so zu werden, wie man seyn muß, wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will.

C.

An Gust.

Das war ein schlimmer Tag,
Mein lieber Bruder Gust;
Ich hatte nur zum Schach,
Du nur zum Kräusel Lust.
Ich konnte alles sehn,
Nur den Erasmus *) nicht;
Du konntest alles sehn,
Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
Verzweifelt hoch der Tisch,
Die Zeit erschrecklich lang;
Das Lernen ging nicht frisch.
Verdruß saß an der Wand,
Und Sehnsucht vor der Thür,
Und ach! die harte Hand
Des Lehrers fühlten wir.

*) Ein lateinisches Buch.

Wie ist dir nun ums Herz,
Mein lieber guter Freund? —
Nicht wahr? du hast den Schmerz
Rechtschaffen abgeweint?
Dein Kräusel tröstet dich? —
Mich nicht! — Ich büße schwer;
Mein Liebstes hat für mich
Heut keine Reize mehr.

Das Schachbret mag nur stehn;
Ich rühre keinen Stein:
Mein Schäfchen selbst mag gehn;
Ich will nicht fröhlich seyn.
O lieber Bruder Gust,
Kein Trost hat mir Gewicht,
Bin ich es mir bewußt:
Sieh, du verdienst ihn nicht.

Erst besser es gemacht,
Dann wieder auch einmal
An Zeitvertreib gedacht,
An Kräusel und an Ball.
Denk nur, wie kommt es doch?
Ich werfe, war ich gut,
Ihn noch einmal so hoch.
Was doch's Gewissen thut!

Overbeck.

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater höre,
Merk auf mich, dein lallend Kind;
Gib mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind!

Dich

Dich verehren, Böses scheuen,
Gutes lieben, und allhier
Mich der schönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
Ihrem Winke folgsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel, fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten,
Ach, ich wachse wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens besten Raum,

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Weißt, ob in der Zukunft Tagen
Ich auch gut und glücklich bin;

Sollt ich nicht — o dann erhöre
Deines armen Kindes Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unschuldvoll dein Antlitz sehn!

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind,
Wegen meiner Sünden, werde,
Und mein guter Engel weint.

A. L. Karschin.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden, gieng spatzieren.

Ein

Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.

Starr auf allen Vieren
Steht er und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht heran,
Und sagt: sieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spitz ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten
von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige
Weisheit dir die sichern Steige,
Und die Tugend sey dein Stab.

C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzem eine ansteckende Seuche, welche viele Menschen hinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M. ein Schloß; und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahin kam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben: denn die Zeit des Karnevals *) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann daselbst pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlin, die Markisin, hatte schon Anstalt zu prächtigen Gastmälern und Tanzergötzlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren schon dazu eingeladen. Sie selbst erwartete nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sah diese gutmüthige Dame das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten: als sie auf einmal mit großmüthiger Entschlossenheit auf alles Vergnügen, welches sie in Paris erwartete, Verzicht that, um sich die edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglücklichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld wandte sie nun auf die Rettung der noch lebenden Bauern.

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Opern, Komödien, Maskeraden, Bälle u. s. w. angestellt werden.

ern. Sie ließ einen Arzt kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arzeneien und Erquickungen gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die Krankenstuben; half, wohin sie kam, und pflegte mit eigener Hand selbst die Kranken; ließ in ihren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle ihre Bedienten zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses ward bestimmt, nur Erquickung und Arzeneien für sie zuzubereiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst nach zwei Monaten, da die Lustbarkeiten des Karnevals längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bei Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig seyn. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufzuopfern, um den Hülfsbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anzulegen, und weder Mühe noch Beschwerlichkeit zu scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

Aus den Zeitungen.

C.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmann im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theurung ein; und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schwerem Herzen: denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfodern würde, die sie diesmal doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen: aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war's ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: ich sehe wohl, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will; aber hier habe ich eine Arzenei, die euren Magen schon kuriren wird.

Mit diesen Worten gab er jedem von ihnen einen Zettel, der eine unterschriebene Quittung für ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen; und ließen sichs darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert.

Aus öffentlichen Nachrichten.

C.

Charondas.

In dem untern Theile von Italien lag vor alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß.

Die

Die Leute dieses Orts waren anfänglich noch sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zusammen kamen, um sich über etwas zu berathschlagen: so ging es selten ohne Mord und Todschlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze gab, um sie gesittet zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete nun zuerst, daß keiner, sobald er in die Versammlung des Volks träte, ein Schwert oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben sollte. Wer, sagt' er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes seyn.

Nun fügte es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedurfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin ging, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eignes Gesetz übertreten hätte, indem er mit dem Schwerte an der Seite gekommen wäre.

„So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun;" antwortete Charondas mit kaltem Blute; riß darauf sein Schwert aus der Scheide, und stieß es sich durchs Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz gegeben, welches auch zwar hart, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussah, daß man mit seinen Gesetzen bald diese bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so machte er folgende Verordnung:

Wenn jemand dem Volke rathen wollte, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern: so mußt' er sich erst einen Strick um den Hals binden und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun im Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut wäre: so befolgte man denselben, und ihm selbst geschah nichts zu leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich zu seyn schien: so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte.

C.

Das Reisespiel

Personen.

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas.
4. Lotte. 5. Christel.
(Der letzte etwas unpäßlich.)

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Christeln Gesellschaft leisten.

Wie kommts denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seyd?

Johannes.

O wir wollten lieber dem armen Christel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

So recht, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müssen wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Niko=

Nikolas.

O es macht uns auch eben so viel Vergnügen, bei Christeln zu seyn, als wenn wir mitgegangen wären!

Vater.

Brav! — Nun, es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seyd. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmal zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war; so will ich euch unterdeß ein Spielchen lehren, was ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn den Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen werden.

Lotte.

O das ist schön! Wir wußten jetzt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Christel.

Wie heißt denn das Spiel?

Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worinn es besteht.

Einer von uns stellt immer den Wandersmann vor; dieser geht hinaus, holt sich Stock und Hut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Holla! holla! macht auf die Thür!

Dann antwortet einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indeß wir alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier,
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Nun

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er denn; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn, und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seine ganze Reiseroute; nennt die vorzüglichsten Städte, über die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche oder zwischen denen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den geraden Weg genommen habe, und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung keinen Ort zu nennen, den er, wenn er die Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermals zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Und uns erzählt der Wanderer irgend etwas merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und jeder von uns gibt acht, ob er auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischt. Ist dies geschehen, so fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß
geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch auf diese Frage richtig geantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm:

Hab Dank, hab Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier hab' ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht!

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne, wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landesprodukt, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird: so fahren wir alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast;
Dieweil du uns beflunkert hast!

Eben dieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streitigen Fällen entscheiden können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdeß kann jeder von uns auf eine Reise denken, die er machen will.

* * *

Johannes.

Hier, Vater, ist der Atlas!

Vater.

Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann seyn?

Lotte.

O, Vater, das mußt du selbst seyn; damit wir erst recht sehn, wie es geht.

Vater.

Es sey! Nikolas soll denn diesmal den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesen Zettel stehn die Worte, die du jedesmal sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus)

Christel.

Nun das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes.

Gebt nur recht Achtung, daß wir ihn ertappen! und laßt uns unsre Schnupftücher bereit halten.

Vater (draussen vor der Thür.)

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Vater.

Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachtquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Va=

Vater.

Mein Sprüchlein ist:
Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein und setzt sich zwischen die Uebrigen an den Tisch.)

Nikolas.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Vater.

Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Ritzebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee bei Helgoland vorbei. Dann ließen wir die Küste von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff, und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen hinauf, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes zu Christel.

Da wirds wohl nichts zu klumpsacken geben!

Christel.

Wer weiß! Laß uns nur recht aufmerken.

Niko-

Nikolas.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Vater.

Zu Glückstadt bemerkt' ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quelchen hat, aus dem man trinken könnte.

Christel.

I, wo krigen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater.

Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte.

Was sind denn das für Dinger?

Vater.

Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worinn man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich so gut, als Brunnenwasser, schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum diese Stadt keinen Brunnen hat, ist die, weil es in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas.

Weiter!

Vater.

Von Ritzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Christel.

Was ist denn das?

Vater.

Baken sind hohe Gebäude, die man weit in die See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffern zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie

in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele gibt, nicht verfehlen mögen. Eine Blüse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchtethurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Nationen, deren Schiffe nach der Elbe gehen.

Johannes (Triumphirend.)

Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wohl auch so viele Baken angelegt?

Lotte.

Da wären sie ja wohl recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchtethürmer anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Sollst nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci; —

Nikolas.

Nur weiter!

Vater.

Bei Ritzebüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kuxhaven genannt wird. Von da gings nach Helgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf derselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer und Lootsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land, (denn Pferde und Ackergeschirr gibt es auf der ganzen Insel

nicht)

nicht) säen, eggen, erndten, dreschen, mahlen und backen; mit einem Worte, sie verrichten alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schiffahrt einen Feuerthurm, ungeachtet das Inselchen selbst zu Dännemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war gerade die Zeit, da die Heringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunter ziehn. Da hättet ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in so großen Heeren herangeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Netze auszuwerfen, um sie zu fangen, man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Tran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Nationen, die ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tannen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamen morastigen Gegenden besteht. Angebauten Acker sah ich selten; aber dafür sah ich manchen schö-

nen Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch den prächtigsten Wasserfall verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Kölen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würd' es mir hier gegangen seyn, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätt' ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rauhen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sey der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhehäuser hat erbauen lassen, in denen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeldlich genießt.

Zuweilen mußt' ich unterwegens mit einem Kuchen vorlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen.

Drontheim ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Nid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jetzt genannten Fluß hieß sie vor Zeiten Niederoos, woher der lateinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht Nacht, so daß mau uoch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch diese Stadt treibt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes.

Das ist noch alles wahr; denn das haben wir auch in der Geographie von Norwegen gehört.

Nikolas.

Warte nur! nun will ich weiter fragen:
Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater.

An den Küsten, z. E. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meer gelegenen Orten, fand ich das Klima ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmal so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter, als die Landluft, ist. Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielem Schnee und Eis bedeckt, indeß die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner, wie die Gemsen, herum klettern, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit denen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt: dann wohl dem, der nicht da war, wo es hinfällt! Menschen, Thiere und Häuser sind ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den

un-

unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes.

Ach ja, da haben wir sie neulich gesehen, da Hans und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normansthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr, wie viel, es ist aber eine große Menge — Statüen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schlittenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst.

Christel.

Das hätte ich auch wohl sehen mögen!

Vater.

Ein andermal, Christel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landesprodukte von Norwegen betrift, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsäen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernährt. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungszweig für diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren nackten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben können. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß. Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die norwegische Küste überall

gleich=

gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt. Ich hörte indeß die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe: woher dieses aber komme, das wußte keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehlte, ihre Bewohner zu ernähren.

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nackten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt; daß sie zur Nahrung für die darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Heere von Seevögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Eidervögel. Das Fleisch derselben ist ausserordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter den Namen von Eiderdunen wohl schon kennen werdet, sind die weichesten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Heeren herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häuslich nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier. Da kommen nun aber die Einwohner dieser Gegenden und bemächtigen sich sowohl der Eier, als auch der kostbaren Eiderdunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben; essen jene, und vertauschen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andre Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden: siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte.

I warum denn das?

Vater.

Darum, damit sie nie davon fliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber brauchen die Leute allemal die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen dann aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Dasein empfangen haben.

Nikolas.

Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater.

Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelerndte segnen wolle.

An Brodkorn haben viele Gegenden, auch in fruchtbaren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brod aus Mehl von Hafer und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben.

Aber

Aber freilich ist solches Brod weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige ist.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetrocknete Seegras nicht zureichen will: so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wohl zur Abwechselung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokusnüsse allen übrigen vor. —

Alle (mit einem entsetzlichen Geschrei.)

Ah! ah! Kokusnüsse in Norwegen!
Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns beflunkert hast.
(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater wüthend her, und jagten ihn mit ihren Klumpsäcken zum Hause hinaus.)

* * *

Alle (im Zurückkommen.)

Ha! ha! ha!

Christel.

Das war prächtig, daß er sich doch noch vergalloppierte!

Johannes.

O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja selbst oft genug gesagt, daß die Kokusnüsse nur in den heißen Ländern, zwischen den Wendekreisen, wachsen.

Vater (hereinguckend.)

Nun darf ich doch wieder hineinkommen?

Alle.

O ja, o ja, Vater!

Va-

Vater.

Wer will denn nun Wandersmann seyn?

Alle.

Ich, ich, ich, lieber Vater!

Vater.

Nun, alle auf einmal könnt ihrs doch nicht seyn? Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte.

O der wird gewiß seine Reise nach Kopenhagen beschreiben, die er mit gemacht hat.

Johannes.

Das werd ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater.

Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin, weißt du, mit dir gewesen; und — ich werde genau acht geben.

Johannes.

O das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus.)

Vater.

Du, Christel, bist diesmal Hausvater.

Christel.

Gut!

Johannes (vor der Thür.)

Holla! Holla! Macht auf die Thür!

Christel.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier!

Chri-

Christel.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür.
Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an!

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:
Erdennoth ist keine Noth,
Als dem feigen Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Findst du Nahrung, Kleidung, Freund —
Thor, was willst du weiter?

Christel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn, und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein, und setzt sich.)

Christel.

Beschreib uns nun, o Wandersmaan,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Johannes.

Ich reisete von Hamburg nach Kopenhagen und von da nach Helsingör, welches beide Dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier miethete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben im Begriff war, nach Kopenhagen abzusegeln. Aber es mußte erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunter fahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ungeachtet man eine Meile diesseits Lübeck fast mit einem Springstecken über ihn hinhüpfen kann, sich in die Ostsee ergießt

Bis

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um drei Uhr, mußt' ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwasser in der Mündung der Trave ist nur sehr schmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es sich im Finstern nicht getraute, in die schmale Mündung des Flusses einzulaufen, so hatte es sich mitten im Fahrwasser vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unser Lootsmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen war. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu sehen, daß das fremde Schiff sich ihm gerade in den Weg gelegt hatte, fing er einen entsetzlichen Lerm an, und drohete dem fremden Schiffer, daß er den Schaden ersetzen sollte, wenn unser Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei versuchte er nun neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbei zu segeln, und es glückte ihm, ungeachtet der Ort so seicht war, daß unser Schiff auf dem sandigen Grunde hinstreifen mußte.

Nun liefen wir ungehindert in die offenbare See ein; und nachdem wir die Sandbänke glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lotsen dem Steuermanne das Ruder; begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reisenden sein gewöhnliches Trinkgeld eingesammelt hatte, in einem Bote zurück nach Travemünde; wir aber segelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz so groß wird, wenn man das Land nach und nach verschwinden, jetzt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich dann überall nichts, als Himmel und Wasser, sieht!

Lotte.

Da wurde dir wohl recht bange ums Herz?

Johannes.

Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja alle doch einmal; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir daran sollen: so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wohl bange gewesen?

Vater.

Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes.

Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da gin'gs denn auch, als flögen wir davon! Aber kaum hatten wir ein paar Stunden gesegelt: so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fing an sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schaukelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da gings uns allen nun einmal recht schlimm; wir krigten die Seekrankheit.

Christel.

Weil ihr noch niemals zur See gewesen wart!

Johannes.

O das glaube ja nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitain, der schon seit dreißig Jahren fast immer auf der See lebte, und ein Kaufmann, der schon zweimal die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden; und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas.

Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes.

O die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstlich ist man so schwindlicht, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen Schritt versuchen will: so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstiget; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in eins fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Fi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen; und die See ging immer höher. Um diese Zeit waren wir die Insel Falster schon vorbei gesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Mön im Gesicht. Da getrauete sich nun unser Schiffer nicht weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der finstern Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da lieben wir bis der Tag wieder anbrach auf einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsre Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte.

Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes.

Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tonnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worinn Tonnenstäbe lagen. In diesem Winkel, wo wir vor den überspritzenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Tonnenstäben, welche unordentlich durcheinander geworfen waren. O da dacht ich oft daran, daß Vater doch gewiß recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen möchten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmal in der Welt gehen könnte!

Nikolas.

Aber warum gingt ihr nicht in die Kajüte?

Johannes.

O darin war's gar nicht auszuhalten! Erstlich war die Luft darin so unrein, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmal so krank; so daß man glaubte, man müßte den Augenblick des Todes seyn.

Mit Anbruch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauernden stürmischen Wetter die Küste von Mön entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die so weiß wie Schnee, aus dem Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Christel.

I, das muß ja kuriös aussehn!

Johannes.

Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön zurückgelegt hatten, krigten wir die Insel Seeland

auf

auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesicht. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisende vom Verdeck hinunter getrieben wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den überschlagenden Wellen weggespühlt zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu seyn.

Lotte.

Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes.

Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr beträfe, fortgespühlt zu werden, so wäre das unsre eigene Sache, und er möchte deswegen nur unbekümmert seyn. Da ließ der Schiffer es denn geschehen; und wir blieben auf unsern Tonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indeß kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimal nach China gesegelt war, zu wiederholten malen aus der Kajüte hervor, um uns um Gottes Willen zu bitten, daß wir doch auch hineingehen möchten. „Sehen sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Verdecke nur im geringsten gehindert werden, ihre Vorkehrungen zu machen: so gehen wir alle zu Grunde! u. s. w.“ Mehr um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir es uns endlich gefallen, hineinzukriechen, (denn

ge-

gehen konnten wir noch nicht) und ein paar Stunden lang mit den übrigen Passagieren auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürme von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir schon in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm, nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand still und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir nun, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesichte, nach der wir nun so gern hinübergeflogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hinfächelte; bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker kamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Helsingör; und von da über Friedensburg, die königliche Sommerresidenz, wieder zurück nach Kopenhagen.

Christel.

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Johannes.

Von Lübeck und Travemünde sage ich euch nichts; denn da seyd ihr ja selbst gewesen: also gleich nach Kopenhagen.

Diese Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Insel Amack. Beide Inseln sind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegsschiffe.

Ein Stück der Insel Amack ist wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeschnitten, und heißt der Holm, auf Deutsch die Insel. Auf diesem Holm nun findet man alles zusammen, was zu dem Kriegswesen gehört. Vor demselben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegsschiffe, welche nicht im Dienst sind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man sich gar nicht weg wenden kann! Auf dem Holm selbst ist erstlich die Docke zu sehen.

Lotte.

Was ist das?

Johannes.

Das ist eine große und tiefe Grube, dicht am Wasser, welche so geräumig ist, daß das größte Kriegesschiff darin stehen kann. Auf der einen Seite ist eine dreifache Schleuse, welche man aufziehen und zusetzen kann. Wird sie aufgezogen, so stürzt das Wasser aus dem Kanal in die Grube, und füllt sie aus. Da kann denn ein Kriegsschiff aus dem Kanal in dieselbe hineinfahren. Sobald es darin ist, setzt man die Schleusen zu, damit kein Wasser mehr hineinfließen könne. Dann sind auf der Seite dieser Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Wasser herauspumpen kann, so daß das Schiff allmählich niedersinkt, und endlich auf dem

trocknen Boden steht. Nun kann man ihm überall beikommen, um die schadhaft gewordenen Stellen desselben auszubessern. Ist dies geschehen, so zieht man die Schleusen wieder auf; das einschießende Wasser hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, sobald die Grube voll ist, wieder hinaus in den Kanal laufen. Diese Anstalt hat mir vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahr kann ein Kriegsschiff in See seyn, ehe es einer solchen Ausbesserung bedarf. Ist es dann in der Docke gewesen, so dient es abermals funfzehn Jahre; und wenn diese verflossen sind: so wird es für invalide erklärt, und zerschlagen.

Auf eben diesem Holm ist auch eine Werfte.

Lotte.

Und was ist denn das?

Johannes.

Ein abhängiger Platz am Wasser, auf dem Schiffe gebaut, und wenn sie fertig sind, vom Stapel gelassen werden.

Lotte.

O solche Plätze sind ja hier an unserer Elbe auch!

Johannes.

Allerdings! Ferner sind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuser für alle Kriegsschiffe. Da sieht man Kanonen, Mörser, Kugeln, Flinten, Pistolen, Degen, Taue, Masten u. d. gl. alles in der schönsten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsschiffe sind so dick, als ich, und dabei sehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derselben einnehmen muß. Die Masten sind so stark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen sie umspannen können, und dabei so hoch wie Thürme.

Nun sind auf diesem weitläuftigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles das macht, was zum Seewesen erfordert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Taue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das man kaum absehen kann, worin die Taue gemacht werden. Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater.

Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes.

O ja; „daß wir uns schämen müßten, solche Müßiggänger zu seyn, die den größten Theil des Tages still sitzen, indeß andere Menschen es sich so sauer werden ließen, für uns mit zu arbeiten.“

Vater.

Ist das nicht wahr, Kinder?

Christel.

Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe!

Vater.

Sieh! daran hatt' ich nicht gedacht; bald hätt' ich uns Unrecht gethan.

Christel.

O ich spaßte nur; ich weiß wohl, daß unser bischen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas.

Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes.

Das königliche Residenzschloß in Kopenhagen ist mit eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann, wie Vater sagte. Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst

macht

macht ein großes Viereck aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Komödienhaus, die Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bildergallerie sind.

Christel.

Habt ihr das alles auch gesehn?

Johannes.

Ja wohl! Für Hans und mich war dies alles erstaunlich schön: aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Eben das sagten sie auch von dem Innern des Schlosses, ungeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön geputzt waren. Aber ein Zimmer gefiel uns doch allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gegeben wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind: so muß ein Glanz darin seyn, daß einem die Augen davon geblendet werden. So was, sagte Vater selbst, habe er noch nirgends gesehen.

Nikolas.

Was war denn alles auf der Kunstkammer?

Johannes.

Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das alles erzählen wollte: so würd' ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas.

Nur etwas!

Johannes.

Da waren zwei Mumien.

Lotte.

O wie sahen die aus?

Johannes.

Ordentlich, wie aufgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jetzt hart, wie Holz: und sie riechen noch jetzt wie lauter Gewürz. —

Denn so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, allerlei Affen, Krokodillen, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte.

Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wohl?

Johannes.

So groß, daß ihm Vater mit der ausgestreckten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truthähnen einen machte.

Christel.

Nicht größer?

Johannes.

Nein!

Lotte.

Wie groß war denn wohl so ein Kolibri?

Johannes.

So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas.

Wie so?

Johannes.

Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitzig zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das

ein Vogel wäre. Vorn sieht man bloß einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand Amerikanische und Indische Seltenheiten; z. E. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemaligen Könige von Mexiko trugen. Das war mir unter allem mit das Liebste; denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkömmt: so kann ich mir doch einen ordentlichen Begriff davon machen. —

Ja, mehr darf ich jetzt nicht davon erzählen: sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater.

Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes.

In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf herumspatziert. Da sind besonders zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig. Besonders der letzte. Das ist ein schönes reguläres Viereck, welches von vier Pallästen eingeschlossen wird, die alle einerlei Ansehen haben. In der Mitte steht die herrliche Bildsäule, welche den König Friedrich V. der diesen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorstellt. Wenn man bei dieser Statüe steht, so hat man die Aussicht in vier schöne schnurgrade Straßen, deren eine von der prächtigen Friedrichskirche begrenzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden ist.

Christel.

Warum denn nicht ganz?

Johannes.

Weil sie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel kosten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden sollte. Das ganze Mauerwerk besteht aus lauter großen Marmorsteinen.

Lotte.

Potz tausend!

Johannes.

Nun will ich nur noch sagen, daß wir auch auf dem kuriösen Thurm gewesen sind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas.

Was ist denn das für einer?

Johannes.

Es ist ein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmal wie abgeschnitten ist. Der Aufgang ist keine Treppe, sodern ein breiter ordentlich gepflasterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, sich herumwindet, und so allmählich aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunterfahren kann. Der große Rußische Kaiser, Peter der Erste, soll dies wirklich einmal versucht haben. Jetzt ist oben ein Observatorium angelegt.

Lotte.

Was ist das für ein Ding?

Johannes.

Das ist ein freier Ort auf einem hohen Gebäude, wo man den ganzen Himmel übersehen kann. Da stellen sich denn die Astronomen hin, wenn sie die Sterne durch ihre Ferngläser beobachten wollen. —

Und nun müßt' ihr mir von Kopenhagen nach Helsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten im einem kleinen Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen seyn; jetzt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum?

Helsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche sehr stark befestigte Schloß Kronburg, welches aus lauter großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Christel.

O ja!

Johannes (liest.)

Nach Christi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andre König war
In Dännemark und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hoffnung fest auf Gott allein,
Daß es unter seinen rechten Herrn
Dem Reich Dännemark zu Glück und Ehren
So lang soll unzerstöret stehn,
Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen, müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige von Dännemark jährlich eine Summe von 500,000 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem Tage, da wir nach Helsingör kamen, für ein ausserordentliches Glück hatten! Es mußte sich fügen, daß wir gerade an diesem Tage hier etwas zu sehen krigten, was man vielleicht in diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahen wir von fern schon über 100 Schiffe liegen, welche theils aus der Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon Wunder was gesehen zu haben: aber das war noch nichts, gar nichts, sag' ich euch! Denn zu eben der Zeit, da wir zu Helsingör ankamen, mußte auch, gerade als wenn sie gerufen wäre, eine der größten englischen Kauffartheiflotten ankommen, welche seit vielen Jahren gesehen ward. Stellt euch vor, an 400 Schiffe segelten an einem der schönsten Morgen, mit dem günstigsten Winde, vor unsern Augen durch den Sund, und legten sich neben Helsingör auf der Rhede vor Anker.

Alle.

Ah!

Johannes.

O das ist lange noch nicht alles! Mit diesen Kauffartheischiffen kamen auch einige englische Fregatten und Kutter, oder kleinere Kriegesschiffe an, und machten der Festung im Vorbeifahren ihr Compliment.

Lotte.

Wie machten sie denn das?

Jo-

Johannes.

Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegen über waren: so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen, als: gehorsamer Diener, ihr Herrn Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgesteckt, welches so viel sagen sollte, als: schönen Dank, ihr Herrn Engländer! Dann brannten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: wie ist das Befinden von ihnen? Flugs erwiederte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viele Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, und nun sahe man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen denen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte oder ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Was das für ein Geschnatter von Englischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Rußischen und Holländischen Matrosen war. Man glaubte, beim Babylonischen Thurmbau zu seyn.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch eine Rußische Eskater von sieben Kriegesschiffen, welche in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Ausserdem befanden sich daselbst ein Schwedisches und vier Dänische Orlogschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittags noch vier andere Rußische Kriegsschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmal, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwan-

zig Schiffen (denn so viel Kriegsschiffe kamen überhaupt daselbst zusammen) und eine Flotte von fünfhundert Kauffartheischiffen demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Bewunderung fast nichts sagen, als: ah! ah!

Nikolas.

Was du und Hans für glückliche Leute seyd, daß Vater euch mitgenommen hat!

Vater.

Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste mal, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein bischen härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas, (feuerroth vor Freuden.)

O, Vater, ich will alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden.

Vater.

Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt; fahr nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen: so wird's schon gehn!

Johannes.

Nun brannten wir alle vor Begierde, zu sehn, wie ein solches großes Kriegsschiff inwendig beschaffen ist. Vater miethete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, gerade nach dem Dänischen Admiralitätsschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke, herumzuführen, und uns alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitain des Schiffes uns in das zweite und dritte Verdeck hinab, zeigte uns alle Zim-

mer

mer und Kajüten der Offiziere, die Gewehrkammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, alles, was auf einem solchen Kriegsschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königl. Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Christel.

O erzähle uns doch nun auch ein bischen, wie es auf so einem Kriegsschiffe beschaffen ist.

Johannes.

Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viel Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz seyn könne. Aber ist man erst selbst am Bord: so sieht man, daß jeder Raum noch einmal so groß ist, als er von aussen zu seyn scheint. Dann wundert man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die ausserordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar die in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß gescheuert, als wenns Visitenzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ungeachtet unter jedem Verdecke an 200 Menschen sind.

Christel.

Wie ist das möglich?

Johannes.

Das will ich dir erklären. Erstlich sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die

Schieß-

Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich ausserdem auch einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jeden Winkel des Schiffs zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdeck ist an dem mittlern Maste ein weiter Sack befestiget, der eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da hinunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack nach unten zu immer enger wird: so preßt er die eingeblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammen gepreßt wird: so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Orte heraus zu fahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endiget. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuem Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu seyn?

Alle.

O allerliebst!

Vater.

Seht, Kinder, was unsre Mitmenschen alles erfunden haben! Würd' es nun nicht eine rechte Schan-

de für uns seyn, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Tüchtiges zu lernen, was uns in den Stand setzen kann, auch einmal etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du alles so gut beobachtet hast.

Johannes.

Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals besehen, welche auf dem Hintertheil des Schiffes und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchenkammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unsrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, die ihm zur Schlafkammer, zur Garderobe, und zu Kabinetten dienen. Auf jedem andern Kriegsschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem kommandirenden Kapitain. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf die Gallerie, welche um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf der man herumspatzieren kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu kommandiren haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich unter dem Wohnzimmer des Admirals wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienst sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem grossen

sen Zimmer befinden sich abermals kleinere Kammern für die Offiziere sowohl, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieser Etage ist ein langer langer Raum, worin ein paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Hengematten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmal gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, wovon jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabei gestellt.

Es ist eine Lust zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert Leute neben und hinter den Kanonen auf dem Boden. Jeder hatte seine Schale mit Suppe vor sich, weil es gerade Mittag war, und ließ es sich wohl schmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können: so gab der Kapitain ein Zeichen mit der Hand und rief: auf den Backbord! Und wie der Blitz sprangen alle mit ihren Näpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden: aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde.

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich der Backbord?

Jo.

Johannes.

Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht und nach dem Vordertheile hinsieht: so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Backbord genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sah man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner in großer Menge waren. In dem Raume unterm zweiten Verdecke ist fast die nämliche Einrichtung, und der dritte unterste Raum dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Daselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns auch beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kömmt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden, so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte.

I, wie machen sie denn das?

Johannes.

Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus blossen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt, sondern hengen bloß durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald auseinander genommen werden, und weil jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von statten.

Dann steht der Admiral, oder der Kapitain des Schiffes, mit den Soldaten und Matrosen oben auf

dem Verdecke, um das Ganze zu kommandiren. Innerhalb jedes Verdecks, steht an jeder Batterie gleichfalls ein kommandirender Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, die ganze Kanonenreihe übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterin hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viel Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist: so wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Signal das Schiff dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Backbord dem feindlichen Schiffe entgegen stellt, um ihm auf einmal eine ganze Lage aus allen denjenigen Kanonen zu geben, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch ausserhalb des Schiffes ist. Aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückfliege; so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann, und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater.

Nun, Kinder, für heute mag dies genug seyn. Johannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend.)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lot.

Lotte.

Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas.

Wie gut war es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater.

Siehst du, Nikolas? So belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst.

C.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht!
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh im Garten — ha! die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum;
Ich spring hinan, und breche sie,
Und etwas mildres schmeckt' ich nie.

Das ist doch künstlich ganz gewiß!
Und wozu hab ich alles dies?

Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Schilling nahm,
Der arme, stille, blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sey,
Das ist ihm alles einerlei.
Er hört die Lerche singen früh,
Und fraget: Warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegen blickt,
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O blinder Mann, du weißt es nicht
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück
Und danke Gott mit nassem Blick.

Overbeck.

Soliman.

Als Soliman der Zweite, türkischer Kaiser, die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach Constantinopel zurückkehren wollte, warf sich ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte sich bei ihm, daß

ihr seine Soldaten unter der Zeit, daß sie geschlafen, alles weggenommen hätten.

Soliman lächelte darüber und antwortete: sie müßte denn doch wohl sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusch und Lermen bei der Plünderung ihres Hauses nichts gehört hätte.

„Freilich, erwiederte sie ganz dreiste, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau alles wieder geben, was man ihr genommen hatte, und machte ihr noch oben drein ein Geschenk von zwanzig Goldstücken.

An seinen Fritz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dies Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Mit meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge! setz' ein Weilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o so umschweb ich dich,
Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich

Um-

Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit *) gewesen!
Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrod halb nach dem Käfig trug,
Und warlich war's kaum ganz für dich genug!
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt, daß sie den kleinen Schwaben **)
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, troz dem Kuchen! brach,
Als deine Tante scherzend sprach:
Du sollst mein Erbe seyn, wenn sie mich einst begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen;
Doch, könntest du dereinst dies Herz,
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen.

Denn wisse: daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakain
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund, nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,

Zu

*) Einsiedler.

**) Karl in Göz von Berlichingen.

Zu halben Tagen zwischen ihren Knien
Dich horchend stehen hatt': und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen,
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe schwei-
gen;
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn, werde was du willst im Staat!
Sey seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath,
Durch deine Barke, die der fernste Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann *), o Sohn!

Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand;
Und o vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn.
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.

Wird

*) Ist so viel, als: ein braver Mann.

Wird endlich dann der Schlaf dir Händ und Füße läh-
men,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn.
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette
nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

Göckingk.

Von der Arbeitsamkeit.

Aber warum muß man denn arbeiten? fragte Louise ihre Mutter.

Mutter. Weil dir das gut ist, mein Kind. —

Louise. Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber; spielen oder herum gehen. —

Mutter. Meine Louise, gewiß ich liebte dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönnte. —

Louise. Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du mir aus Liebe verwehrst, was ich gern will, und befiehlst, was ich nicht mag. —

Mutter. Nun, Louise, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wohl erlassen.

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen? —

Louise. Ach Mutter! das alles that ich nicht, als ich bei der Tante in der Stadt war, und das alles mag ich hier auch nicht thun.

Mutter. Nicht? Nun, es sey. Willst du mit den Folgen zufrieden seyn, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Louise. O herzlich gern, liebe Mutter!

Mutter. Gewiß?

Louise. Ganz gewiß.

Mutter. Nun gut, so spiel, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst. —

Louise bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust, spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette ging.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sage, daß Louisens zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähnend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfniß.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie möcht' ihr ihre Sache bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer.

Louise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du gar kein Recht hast? —

Louise. Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter. Die sind nicht mehr dein, Louise; aber höre, wenn du hören willst, ich hab dir etwas zu sagen.

Louise hörte aufmerksam zu.

Mut-

Mutter. Alles, was du bis dahin dein genannt, ist dir in der Hoffnung geschenkt worden, daß du (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lerntest, das du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernest; damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und denen du durch Hülfe und Geschicklichkeit Anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stande seyst.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die, ihm von andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wieder vergelten kann: so macht er sich unfähig oder unwürdig an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen; und er hat von andern weiter keine Dienste zu fodern, wenn sie ihm nicht etwa aus Mitleid über seine Thorheit beistehen wollen. —

Louise, die bis dahin mit verschämten Blick und traurig da gestanden, sagte endlich:

Aber, kann man denn das, was man zum Leben braucht, nicht alles kaufen? Du selbst, Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest dies oder jenes gekauft; wozu braucht man denn das alles auch thun zu können, was andere für uns thun?

Mutter. Das ist wahr, man kann vieles, ja das meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brod und andere Speisen? Wo-

für Kleider und andere Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schätzt? Und wo denkst du das Geld herzunehmen? —

Louise. Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter. Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sichs durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschickter Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jetzt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heut, kann morgen dahin seyn — — und es wird sicher verloren gehen, so bald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nützen würde. —

Auch bitte ich ihn täglich, daß ers uns nehmen möge, so bald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur, Louise, wie unglücklich wir beide, du und ich, seyn würden, wenn dies unsere einzige Hoffnung gewesen wäre! —

Sieh, deswegen lieb ich Fleiß und Arbeit, deswegen gewöhn' ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeitlang geliehen, daß ich auch dann noch froh und glücklich seyn, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaub es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und sieh, mein Kind, deswegen kann ich dir nicht gestatten, etwas als dein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können. Deswegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehmaligen Kleider ferner die deinen nennst und als solche brauchst, und doch sind dir diese Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter gesitteten Menschen leben willst. —

Louise. Ach, liebste Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was und so oft du mir befehlen wirst; mit Freuden lernen, was du nur gut findest.

Mutter. Begreifst du nun, wie ich aus Liebe dir den Müßiggang, der dir so lieb ist, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebst, befehlen konnte?

Louise. Ach, Mutter, frage mich nicht so — — Nie, nie werd ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas befiehlst, ob es aus Liebe geschehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer hattest, und wie wenig ichs verdiente. —

Von heute an sollst du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen sehn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu seyn, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Louise! nimm deine Kleider und alles was dein war, wieder in Besitz; kleide dich an, und komm mit mir.

Louise thats eilig, folgte der Mutter, und fing von diesem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich habe erfahren, daß sie die Arbeit und den Fleiß hernach so lieb gewonnen, daß man sie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu seyn.

Der

Der König und der Schäfer.

Ein König, reitend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, sah
Vor seiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer stehn. Was machst du da?
Fragt ihn der König.
Was ich mache?
Antwortet Daphnis, hum! — ich seh die Sonn' und pfeife.
Sonst nichts?
Das siehst du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache
Warum?
Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willst, solch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid!
Der König sagte nicht ein Wort
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit seiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit.

Gleim.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr;
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von dem Bauren
Den kleinen Töffel sehr bedauren.

Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: kleiner Töffel! hieß, hat er die Dreistigkeit
Und gab ihm eine derbe Schelle *).

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn**),
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Immittelst ändert sichs, und man verkennet mich.

Gleich ging er hin und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen krigt der Sachsen Heer

Be-

*) Eine Ohrfeige.

**) Ein neues Schock heißt in einigen Ländern ein Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede seyn.

Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?

* * *

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Lichtwer.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lieben Kinder, lernen, daß die gute oder böse Meinung welche die Menschen in unserer Kindheit von uns fassen, nicht leicht wieder ausgelöscht werden kann, sondern unser ganzes Leben hindurch zu dauern pflegt.

Alle

Alle die guten oder schlechten Eigenschaften, die ihr jetzt an euch verspüren lasset, wird man euch künftig immer zutrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jetzt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jetzt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun, was in ihrem Urtheile euch herabsetzen kann!

C.

Der geitzige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte, Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng und hundert andre Dinge.

Als dies der klügre Haushahn sah,
So fragt er ihn: „Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies alles dir?"

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm es nur, damit ichs habe.

* * *

Ein Geitzhals und dies Thier thun einerlei;
Der Geitzhals sammlet gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und andern nützlich sey!
Nein, bloß um viel zu haben.

War-

Warnung wider die Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, lieben Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie es jener Handwerksmann mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gerne Meister werden; es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh' ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden, und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wohl in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte?

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterwegs wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wollte, und müsse also vorjetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. „Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen, und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen."

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, was er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er: „Es ist ja nur ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten."

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden, der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnt' er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage immer mehr auf die Neige ging, und er niemals seinen Zweck erreichen könne: weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Thaler vorschießen würde, die er nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehret war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen.

gen. Er war des Lebens überdrüßig, weil er nichts als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

Mitten unter seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wurden kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erstemal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte, so könnt' er vielleicht jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes ganzes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er würde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen, ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmal einen bessern Gebrauch machen können.

Wenn euch einmal der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschwenden wollt, o so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Moritz.

Geschichte des jungen Alwils.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güte verlassen solle.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währete nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwils Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ein Haus abgebrannt, und fast alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost vorlieb nehmen. Manche von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dacht' er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meinet, und alle unsre Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost vorlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn schon in seiner Jugend habe ertragen lassen.

Denn die geringe einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen der Menschen ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sey sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Eltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Eltern sehr.

Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabend spatzieren gingen, sagten sie zu ihm: „wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungem Laube bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen.“

Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Eltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Begräbniß erfodert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Eltern. Als er aber einstmals bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er sich ja auch meiner annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, denen das Elend des jungen Alwils zu Herzen ging, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Eltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindesstatt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach immer besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigen-

schaften

schaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich kommen, ging mit ihm allein auf ein Zimmer, und er mußte sich neben ihn setzen.

Darauf ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: „Alwil! — Du bleibst bei mir! —“

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

„Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tag an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.“

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sah nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu seyn, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich und bescheiden, wie er vorher in seinen dürftigsten Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmal verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern auch überdem noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!

Moritz.

Die Hirsche.

Es ging ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzem abgesetzt, auf Wermsdorf fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.

Allein, da stutzt die Schaar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Birkenblättern.

Ihr Kinder! sprach der Hirsch, folgt mir nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr besprützen.
Drauf ging er durch den Pfuhl, die Kleinen liefen mit,
Und kamen glücklich aus den Pfützen.
Jedoch so rein ging es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier *), das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: ihr Herrn, mit Gunst,
In Koth zu gehn, ist keine Kunst.

Ihr

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seyd ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen,
Seht her, ihr sollt was anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß alles um ihn pfiff; allein, wie gings dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlam bis an die Ohren.

*
* *

Jeder prüfe seine Stärke.
Eh du andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du jene straucheln sahst.

Lichtwer.

Erfahrung macht klug,

aber nur, wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben gingen spatziren, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten.

Der Eine eröffnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere, oder das Aeußere haben wollte? Das Äeußere! rief der Andere, welcher noch niemals eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt, was er verlangte; fand aber zu seinem großen Misvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andermal will ich klüger seyn, sagte der Knabe; und so gingen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten und fanden eine reife Abrikose, die jenem gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war.

Diesmal, sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte, bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!

Gut, antwortete sein Gefährte; nagte das Fleisch der Abrikose ab, und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen; fand aber, daß er sich von neuen betrogen hatte.

Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann nützt, wann man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht.

Die vermeinte Gefahr.

Eine Fabel.

O Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was gibts für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja für Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch retten
kann!
Ach liebe Mutter, ach, für unerfahrne Kinder,
Wie ich, ists gut, sie bleiben hübsch zu Haus,
Und fliegen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht', ich war dem Tode nah.

So, Liebchen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So gehts, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Katz' in ihren Pfoten fest?

„Ach nein, Mamachen, doch ein bischen klüger,
Als ihr mich macht, glaub ich denn doch zu seyn;
Wahr ist es, ich bin jung und klein:

Daß

Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
Das sollen sie wohl bleiben lassen."

Nun ja, so ging auf deiner Reise
Der Habicht auf dich los — — —

„Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin ich zu weise,
Ihn fürcht ich nicht, ist er gleich groß."

„Was war es denn? so rede, Schwätzerin!
Daß ich doch weiß, woran ich bin."

„Ach Mutter, ja, ich wills erzählen,
Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich Thier;
Es war ein Vogel, größer kam er mir
Wohl tausendmal als eine Henne vor.
Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
Konnt' ich nicht sehen, weil er saß — — —
Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.

Anfänglich wußt ichs nicht, und setzte mich
Auf einen seiner Flügel hin zu spielen.
Allein, wie bebt ich; denn er mußt es fühlen,
Und regte sich auf einmal. Fürchterlich
Schwung er hierauf die Flügel, daß es sauste,
Und wie der Donner um mich brauste.
Ich flog, und sah mich ja nicht um!"

„Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
Spott'st du, und Dinge, die nicht können schädlich seyn,
Maschinen, nur von Holz und Stein,
Erschrecken dich? Ich wills dir offenbaren,

Dein Vogel war, du dummes Kind!
Ein bloßes Haus; ich zeig dir morgen deren viele,
Die Flügel, die daran befestigt sind,
Bewegen sich bloß durch den Wind,
Die Menschen nennens eine Mühle."

* *
*

Dem Täubchen sind die Kinder gleich,
Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
Sich für sehr große Helden achten,
Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rock,
Vor einem hölzernen Perückenstock,
So hurtig, wie sie können, fliehen. — — —

Ihr, die ihr solche Helden seyd,
Lauft doch auf einmal nicht so weit,
Und habt, bitt' ich, die Gütigkeit,
Um beßre Nachricht einzuziehen,
Euch etwas vorwärts zu bemühen.

Der Kanarienvogel.

Eine Erzählung.

Kanarienvögel! Wer kauft meine Kanarienvögel? Schöne Kanarienvögel!

So schrie ein Mann, der eben vor Fieckchens Hause vorbei ging. Es war ein Vogelhändler, der einen großen Bauer auf seinem Kopfe trug. Er war ganz voll von Kanarienvögeln. Sie hüpften so leicht auf den Stöcken herum, und zwitscherten so allerliebst, daß Fieckchen, von ihrer Neugierde hingerissen, sich beinahe zum Fenster hinaus gestürzt hätte, um sie nur recht ansehen zu können.

Wollen sie nicht einen Kanarienvogel kaufen Mamsel? rief ihn der Vogelhändler zu.

I, warum nicht? antwortete Fieckchen; es kommt nur nicht auf mich an. Wart er ein wenig, ich will gehn und meinen Papa um Erlaubniß bitten.

Der Vogelhändler versprach zu warten. Er setzte sein Bauer auf ein breites Geländer, das an der andern Seite der Straße war, und blieb daneben stehen. Fieckchen lief unterdessen auf ihres Vaters Stube, und rief ganz außer Athem: Kommen Sie doch geschwind, Papa, kommen sie!

H. v. Gourci. Nun, was gibts denn, meine Tochter?

Fieckchen. O, da ist ein Mann mit Kanarienvögeln! Ich glaube er hat über hundert; einen großen Kefischt ganz voll, den er auf dem Kopf trägt.

Hr. v. Gourci. Und warum freuest du dich so sehr darüber?

Fieckchen. Ja Papa, ich will — ich meine wenn sie mir erlauben, so möchte ich wohl einen kaufen.

H. v. Gourci. Hast du auch Geld dazu?

Fieckchen. O! Geld hab ich genug in meinem Beutel.

H. v. Gourci. Aber wer wird dem armen Vogel sein Futter geben?

Fieckchen. Ich, ich, Papa! Sie sollen nur sehen, er wird recht froh seyn, mir anzugehören.

H. v. Gourci. Ich fürchte sehr —

Fieckchen. Was fürchten sie, lieber Papa?

H. v. Gourci. Daß du ihn wirst verhungern lassen.

Fieckchen. Ich ihn verhungern lassen! Ach, gewiß nicht, ich will mein Frühstück nicht eher anrühren, bis mein Vogel seines hat.

H. v. Gourci. Fieckchen! Fieckchen! du bist sehr unbedachtsam; wenn du ihn nur einen einzigen Tag vergissest, so ist er hin.

Fieckchen bat und liebkoste ihren Vater so viel, daß er endlich ihren Bitten nachgab, sie bei der Hand nahm, und mit ihr hinaus ging. Sie kamen zum Bauer, und wählten sich den schönsten Kanarienvogel, der da war. Es war ein Männchen, hellgelb mit einem kleinen schwarzen Häubchen auf dem Kopfe.

Wer war froher, als Fieckchen? Sie reichte dem Vat.r ihren Beutel, damit er den Vogel bezahlen möchte. Hernach gab er ihr Geld, zu einem schöaen Kesicht mit zwei kristallnen Näpfchen zum Essen und Trinken.

Fiekchen hatte nicht sobald ihren Kanarienvogel in seinen kleinen Pallast gesetzt, so lief sie im ganzen Hause herum, und rief ihre Mutter, ihre Schwestern und alle Dienstboten zusammen, um ihnen den Vogel zu zeigen, den ihr Vater ihr gekauft hatte. Wenn einige von ihren kleinen Freundinnen zu ihr kamen, hieß es gleich: wißt ihr wohl, daß ich den hübschesten Kanarienvogel in ganz Paris habe? Er ist gelb wie Gold; und hat ein Häuschen auf dem Kopfe: so schwarz wie die Federn auf Mama's Hute. Er ist ein Männchen; kommt, kommt, ich will ihn euch zeigen. Er heißt Mimi.

Mimi befand sich sehr wohl, bei der Sorge, die Fieckchen für ihn trug. Sobald sie aufstand, bekam er frisches Futter und klares Wasser. Wenn bei ihres Vaters Tische Zuckerbrod aufgetragen wurde, so ward Mimis Theil am ersten bei Seite gelegt. Sie hatte immer kleine Stückchen Zucker in Vorrath für ihn, und sein Bauer war auf allen Seiten mit frischem Hünerdarm und Hirse behangen.

Mimi war nicht undankbar für so viel Güte; er

lernte

lernte Fieckchen von andern unterscheiden; und sobald sie in die Stube trat, schlug er mit den Flügeln, und zwitscherte ohne Aufhören.

Nach acht Tagen fing er an zu singen, und erfand von selbst recht artige Melodien.

Fieckchen brachte anfangs ganze Stunden bei seinem Bauer zu; allein nach und nach wurde ihr dies Vergnügen alt, und hörte endlich auf, Vergnügen für sie zu seyn.

Ihr Vater schenkte ihr einmal ein Buch mit Kupfern, das sie so angenehm beschäftigte, daß sie Mimi darüber ein wenig versäumte.

Er pipte, sobald er Fieckchen nur von weiten sah, aber Fieckchen hörte ihn nicht mehr. Beinahe eine Woche war verflossen, ohne daß er frischen Hünerdarm oder Zucker bekommen hätte. Er wiederholte die hübschesten Arien, er machte sogar neue, aber alles umsonst: Fieckchen hatte ganz andere Dinge im Kopf.

Ihr Geburtstag war gekommen, und einer ihrer Pathen hatte ihr eine große Puppe, die auf kleinen Rädern ging, geschenkt. Ueber diese Puppe, die sie Kolombine nannte, vergaß sie den kleinen Mimi ganz und gar.

Vom Morgen früh bis auf die Nacht that sie nichts als Mamsel Kolombine an- und ausziehen, mit ihr reden, und sie in der Stube herumführen. Das arme Vögelchen war sehr froh, wenn es nur am Abend ein bischen Futter krigte; aber manchmal mußte es bis auf den folgenden Tag warten.

Eines Tages, als H. v. Gourci bei Tische saß, wandte er zufälliger Weise seine Augen nach dem Vogelbauer, und sah den Kanarienvogel auf dem Bauche liegen. Er keuchte schwer: seine Federn standen in die Höhe, und er war so rund wie ein Knäuel.

Herr

Herr v. Gourci näherte sich, und hörte kein freundliches Gezwitscher; kaum hatte das arme Thierchen Kraft genug Athem zu holen.

Fieckchen, schrie Hr. v. Gourci, was fehlt deinem Kanarienvogel? Fieckchen erröthete. Ach lieber Papa, ich habe — ich habe ihn vergessen und — und zitternd ging sie hinaus, um die Schachtel mit Hirse zu holen.

Herr v. Gourci nahm den Kesicht mit dem Vogel herunter, und besah sein Eß- und Trinknäpfchen. Ach! Mimi hatte kein Körnchen mehr, nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; du bist in sehr grausame Hände gefallen. Wenn ich das vorher gesehn hätte, ich würde dich nie gekauft haben. Die ganze Gesellschaft stand voll Bedauern vom Tische auf, und alle sagten: der arme Vogel!

Herr v. Gourci that Futter in das Eßnäpfchen, und füllte das Trinknäpfchen mit frischem Wasser.

Mit vieler Mühe brachte er Mimi endlich zum Leben zurück.

Fieckchen stand vom Tische auf, und ging mit Thränen in ihr Zimmer, wo sie ihr Schnupftuch recht naß weinte.

Den andern Tag befahl Herr v. Gourci, daß man den Vogel forttragen, und ihn dem Sohne seines Nachbars des Herrn v. Mursai schenken sollte, der für ein sehr sorgfältiges Kind gehalten wurde, und besser Acht auf ihn geben würde als Fiekchen.

Jetzt hätte man die Klagen der Kleinen hören sollen. Ach, mein lieber Vogel! mein armer Mimi! Gewiß, ich versprech es ihnen, mein lieber Papa, ich will ihn in meinem Leben keinen Augenblick mehr vergessen. Lassen Sie ihn mir nur noch diesmal.

Herr v. Gourci ließ sich endlich durch Fieckchens Bitten rühren, und sie behielt ihren Kanarienvogel. Indessen gab er ihr doch einen scharfen Verweis, und ermahnte sie, in Zukunft ja besser Acht auf ihn zu geben.

Dieses arme Thierchen, sagte er, ist eingesperrt, und nicht im Stande, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wenn du was brauchst, so kannst du es fodern; aber Mimi kann uns seine Sprache nicht verständlich machen. Wenn du ihn je wieder Hunger oder Durst leiden lässest, so —

Ein Strom von Thränen lief über Fieckchens Wangen bei diesen Worten. Sie ergriff ihres Vaters Hände und küßte sie, konnte aber vor Betrübniß kein Wort hervorbringen.

Nun war Fieckchen zum zweitenmal im Besitz ihres Mimis, und Mimi war von Herzen mit seiner kleinen Gebieterin ausgesöhnt.

Einen Monat darnach mußte Herr v. Gourci mit seiner Gemahlin eine Reise von etlichen Tagen vornehmen. Fieckchen, Fieckchen, sagte er zu seiner Tochter, laß dir deinen armen Mimi ja recht empfohlen seyn!

Kaum waren ihre Eltern in den Wagen gestiegen, so lief Fieckchen zu dem Bauer, und versorgte den Vogel mit allem, was er brauchte. Einige Stunden darnach fing ihr die Zeit an lang zu werden. Sie ließ ihre kleinen Freundinnen zu sich bitten, und ihre Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Sie gingen zusammen spatzieren, und nach ihrer Zurückkunft brachte sie einen Theil des Abends mit Blindekuh und andern Spielen zu; nach diesem wurde getanzt. Endlich ganz spät ging die kleine Gesellschaft

Bayerische Staatsbibliothek München

auseinander, und Fieckchen legte sich von Müdigkeit ganz abgemattet zu Bett.

Den andern Morgen erwachte sie mit Anbruch des Tages, und dachte an nichts als Spiele und Unterhaltungen. Wenn ihr Mädchen sie gelassen hätte, wäre sie gleich zu den Fräuleins von St. Maur gelaufen. Sie mußte aber bis Nachmittag warten. Kaum aber hatte sie gegessen, so ließ sie sich hinführen.

Und Mimi? der mußte den ganzen Tag allein bleiben und fasten. Auch der folgende Tag ward mit Vergnügen zugebracht.

Und Mimi? Ward wieder vergessen.

Den dritten Tag ging es eben so.

Und Mimi? Ja, wer hätte bei so vielen Zerstreuungen an ihn denken können?

Den vierten Tag kamen Herr und Frau von Gourci von ihrer Reise zurück. Fieckchen hatte kaum an ihre Rückkehr gedacht. Sobald ihr Vater sie umarmte und nach ihrer Gesundheit gefragt hatte, sagte er: nun, was macht Mimi? Er ist recht wohl, antwortete Fieckchen mit einiger Verwirrung, und lief zu dem Kesicht, um ihn zu holen.

Ach, das arme Thierchen lebte nicht mehr! Es lag auf dem Bauche, mit ausgestreckten Flügeln und offnem Schnabel. Fieckchen fing an laut zu schreien, und rang die Hände. Die ganze Familie lief zusammen, und sah was geschehen war.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; wie schmerzhaft ist dein Tod gewesen! Hätte ich dich vor meiner Abreise erstickt, so würdest du nur einen Augenblick gelitten haben; aber jetzt hast du drei Tage hindurch alle die Qualen des Hungers und Durstes ausgestanden, und bist in einem langen und grau-

samen

samen Kampf gestorben. Indessen bist du noch glücklich, aus solchen grausamen Händen erlöset zu seyn.

Fieckchen hätte sich gern in die Erde verbergen mögen. Sie hätte all ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse gegeben, um Mimi das Leben wieder zu erkaufen; aber jetzt war alles umsonst.

Herr v. Gourci nahm den Vogel, ließ ihn ausnehmen und ausstopfen, und hing ihn an die Decke des Zimmers auf. Fieckchen unterstand sich nicht dahin zu sehen; so oft sie ihn zufälliger Weise erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie bat ihren Vater alle Tage, ihn wegnehmen zu lassen.

Nach vielem Bitten ließ es Herr v. Gourci endlich geschehen, aber jedesmal, daß Fieckchen sich von ihrem Leichtsinn und ihrer Unbesonnenheit hinreißen ließ, ward der Vogel wieder aufgehangen; und sie mußte hören, daß alle Leute im Hause sagten: armer Mimi, du hast einen sehr grausamen Tod erlitten!

Nach dem Französischen des Herrn Berquin.

Zwei Gespräche.

Erstes.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahr alt. Charlotte, zehn Jahr. Louise, acht Jahr.

Louise.

Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn da wäre!

Mutter. Du wirst dich noch wohl ein wenig gedulden müssen: es ist ja erst kaum sechs Uhr.

[illegible] spatzieren
[illegible]

[illegible] doch die Allee hin-
[illegible] denn der
[illegible]

[illegible] Garten.)

[illegible] wie herrlich das
[illegible] Wäldchen zu
[illegible] in das Was-
[illegible] Diamanten. Das
[illegible] führen wir zu
[illegible] hat?

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu fah-
[illegible] gehen ha-
[illegible] am Flusse.

[illegible] das Frühstück
[illegible] sagen sie doch, liebe
[illegible]

[illegible] im Wäldchen
[illegible] ihr schein-
[illegible] jagen —
[illegible] wird, setzen
[illegible] ihnen vor.

[illegible] liebe Mut-
[illegible] an den
[illegible] haben, wo
[illegible] daß man jeden
[illegible] doch ja nicht
[illegible] aufgegangen ist,
[illegible] Mondschein
[illegible] zu hören,
[illegible] alles geht!

Hein-

Heinrich. (Der unterdessen den Fluß hinunter gesehen hat.) O, der Kahn! der Kahn! da kommt er! Wo ist Louischen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist da. Ha! da kommt sie. (Er läuft ihr entgegen.) Louischen, der Kahn ist da!

Louise. (Die indeß im Garten herum gestrichen ist, kommt eilends herbei gelaufen.) Der Kahn? O, das ist schön. Ich will gleich kommen; geben sie mir nur erst einen Schilling; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich ihn bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Louise. J, der Gärtner machte die Thür auf, die ins Feld geht, um Erde herein zu fahren, und da guckt ich so ein bischen hinaus, da kamen sie übers Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehn: zwei sind noch ganz klein, so klein wie Bruder Fritzchen.

Mutter. Kommt, Kinder. Wir wollen doch sehn, ob sie noch da sind.

Louise. O gewiß; ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie gehen alle zu der Gartenthür, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sitzt auf einem Stein neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arm, und ein Mädchen von ohngefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott, welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen; setzt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her?

Die Frau. Aus M—, meine beste Madam; mein Mann war Schuster da, weil er aber enrollirt war, so mußte er im letzten Kriege mit unter die Soldaten.

baten. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch keinen Stich arbeiten; was war zu thun, wir mußten borgen; das ging aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Straße. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf, und knappte sich und seinen Kindern das Brod ab; ich kam da mit diesem armen Wurm nieder, und ein paar Tage darauf starb mein Mann. Unser gute Wirth sammelte bei gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. Sobald ich mich nun nur ein bischen erholt hatte, wollt' ich dem armen Manne nicht länger zur Last seyn, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in L—, wo ich her bin, zu reisen; aber das Gott erbarm! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann?

Die Frau. Das ist mein Vater: er lebte bei uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein wenig pflegen konnten: und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuh; da hat er sich nun gestern einen großen Dorn in den Fuß getreten, das ist jetzt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn sie mir doch ein Stückchen alte Leinwand, und ein bischen Brod für meine armen Kleinen geben wollten?

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten, und setzt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört hatten. Lottchen hat ihre Rührung durch Thränen bezeigt, indeß Louischen ein Stückchen Brod, das sie zu ihrer Reise eingesteckt, unter die Kinder vertheilt, und Heinrich dem Mädchen,

die

die unter ihrer Bürde beinahe erlag, den kleinen Jungen vom Arm nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben, wir wollen den armen Leuten etwas Brod holen; ich will auch ein Paar alte Schuh und Strümpfe für den alten Mann aussuchen — Freilich wird das nur eine kleine Hülfe seyn.

Charlotte. Ja wohl nur eine kleine Hülfe. Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen, und wenn sie unterwegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — die Muhme wird auch wohl nicht viel haben, und wenn sie sie vollends nicht zu sich nehmen wollte. Ach, liebe Mutter, sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und auch noch etwas übrig behielten, wenn sie nach L — kommen!

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen, daß wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde? Aber leider! kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht erübrigen.

Heinrich. Nehmen sie unser Geld, liebe Mutter, denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fort müßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mutter. Und ihr beide?

Charlotte. Ich habe drei Groschen.

Louise. O ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mut-

Mutter. Das macht zusammen dreizehn Groschen. Nein, meine guten Kinder, das ist lange nicht genug. Ich weiß nur Ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen, sie sollte die Belohnung eurer guten Aufführung seyn, und ich habe immer etwas dazu beiseite gelegt; denn ich muß nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bei solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dies Geld gehört euer: ihr könnt damit machen was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhre für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Charlotte. O das ist herrlich! Heinrich, Louise, nicht wahr, sie sollens haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter, geben sie es ihnen nur immer; denn was hätt' ich für Freude bei der Spatzierfahrt, wenn ich immer denken müßte, du fährst oder gehst nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jetzt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit: ich müßte mich ja, weiß Gott, in die Seele schämen; denn es sind ja Menschen so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel und andere so wenig oder gar nichts haben.

Mutter. Nein, mein Sohn, das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses auch aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du wohl jetzt Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben, würdest du das

süße

süßeste aller Vergnügen schmecken können, dem Elenden beizustehn, und die Last seines Unglücks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glücksgüter in der Welt wäre? Doch ein andermal sprechen wir mehr hievon. Nun Louischen, du hast ja noch nichts gesagt?

Louise. Ja nun, liebe Mutter, unsere Spatzierfahrt war freilich eine schöne Sache; ich denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner seyn. Kommen sie nur geschwind, die armen Kinder hungert gewiß recht sehr.

Mutter. (Umarmt ihre Kinder.) Recht so, meine Kinder! Gott erhalte euch dieses gute liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! (Sie gehen ins Haus).

Zweites Gespräch.

Die Mutter. Charlotte. Louise.

Charlotte.

Ach, liebe Mutter, Sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, wie ich die Schüssel mit Milch, und Louischen das Brod hinein brachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Louischen. Und denken sie nur, die Aelteste, das muß ein recht gutes Mädchen seyn; sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihren kleinen Bruder, der noch nicht allein essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauren; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben, jetzt könnte dem Uebel noch wohl abgeholfen werden; wenn sie aber bei ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müssen, und

end-

endlich ganz schief werden; dabei wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf seyn: hingegen, wenn sie Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu erlernen, so könnte sie einmal ihrer Mutter sehr nützlich seyn, und ihr helfen ihre übrigen Geschwister ernähren.

Louise. Wissen Sie was, liebe Mutter, lassen Sie sie bei uns bleiben, ich will sie nähen und stricken lehren; dann kann sie Hemden nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen und das Geld ihrer Mutter schicken.

Charlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn Sie nur wollten — thun Sie es doch, liebe Mutter; denken Sie, wenn das gute Mädchen so bucklicht werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahn, und nichts arbeiten könnte, dann müßte sie wieder betteln gehn, und wir hätten ihr nichts geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch Lottchen, wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehn sollte?

Charlotte. Mir kosten? — ich wüßte nichts —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müssen wir ihr gute reinliche Kleider geben; da wir aber nichts übrig haben, so müßte ich das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der nesseltuchenen Kleider, die ich euch kaufen wollte, würdet ihr nur leinwandne bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr statt des Flors und Blumen nur ein Band stecken. Auch eure Alltagskleider müßten inskünftige schlechter seyn.

Charlotte. Ja so — das nesseltuchene Kleid hätte ich doch gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen

hatte

hatte ihr's letzhin an; Sie können nicht denken, wie gut sie darin aussah. Leinwand — ja, das wird wohl freilich nicht so gut kleiden. Was meinen Sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freilich nicht.

Charlotte. (Nach einigem Nachdenken.) I nun, wenn ich auch nicht so gut drinn aussehe: das arme Mädchen sieht doch noch häßlicher aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wohl krank werden, wenn sie sie länger trüge; denn Sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit viel zur Gesundheit beitrage.

Mutter. Ganz gewiß. Nun, Louischen, was sagst du dazu? Bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandnes Kleid kaufe?

Louise. O recht zufrieden! damit kann man doch noch herumspringen. Mit dem Nesseltuch ist's gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur ein bischen bei der Hecke vorbei, sieh, da hatte sie gleich ein Loch. So würde mir's gewiß auch gehn.

Charlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun das ist gut; aber das ist's noch nicht alles. Du, Louischen, botst dich vorher an, sie nähen und stricken zu lernen; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut als deine Schwester; das würde also deine Arbeit seyn, Lottchen, denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterrichte gehört; ich kenne dich, du bist heftig, das arme Mädchen würde vielleicht manches nicht so leicht begreifen können; du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthigt sehn, dich zu bestrafen. Nun, was meinst du? Getraust du dich wohl zu versprechen,

dich niemals mehr von deinem auffahrerischen Wesen übereilen zu lassen?

Charlotte. Ach nein, liebe Mutter, das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wohl neulich; (traurig) — Sie hattens mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun sollt' es doch nie wieder geschehen; aber wie Sie ausgegangen waren, da ließ Louischen eine Masche in ihrem Strumpf fallen, so tief, daß ich sie kaum wieder krigen konnte, und da ward ich wieder so böse, und schalt sie: es that mir wohl hernach sehr leid, aber es war doch geschehn.

Mutter. Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätt' ich dich bestraft, denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bei den Fehlern Anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bei denen diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich auch bei den größten Fähigkeiten von niemanden geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Charlotte. Ja das will ich auch gewiß; und sehn Sie, da wirds besser seyn, wenn Sie das Mädchen ins Haus nehmen; dann werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird dir's auch zuletzt gelingen. Nun, Louischen, noch eins, das dich auch angeht: ihr müßt jetzt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekömmt.

Louischen. O so bekomm ich doch auch was; ich dachte schon, Lottchen sollte alles thun!

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht, aber seyd versichert, daß ich euch nichts schenken werde. Wenn ihr also mit allem diesem zufrieden seyd, so will ich das Mädchen hier behalten? Erinnert euch aber, daß

ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beide. Nein, gewiß nicht, Sie werden's sehen.

Mutter. Nun so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung seyn.

W. und A.

Zur Warnung für die Horcher.

Es ist in den meisten Fällen ungerecht, die Gespräche Anderer zu belauschen, wenn diese Ursache zu haben glauben, daß sie ohne Zeugen mit einander reden. Nicht selten entsteht auch großes Unheil daraus, bald für die Behorchten, bald für die Behorcher selbst, bald für beide.

Hört, meine jungen Leser, ein lächerliches Geschichtchen, welches euch zur Warnung dienen kann, eure Neugierde zu zähmen, um nicht hören zu wollen, was für euch nicht geredet wird.

Zwei Baarfüßer — Mönche, welche unter andern das Gelübd gethan hatten, immer baarfuß gehen zu wollen — kamen eines Abends spät in ein Dorf, um daselbst zu übernachten. In Ermangelung einer Schenke kehrten sie bei einem Fleischer ein, und fanden ihn bereitwillig, sie aufzunehmen.

Er räumte ihnen ein kleines Kämmerchen ein, welches an seine eigne Schlafkammer stieß und nur durch eine dünne bretterne Wand davon abgesondert war.

Hier hörten sie, da der Fleischer mit seiner Frau zu Bette ging, beide mit einander reden, und ihre Neugier verleitete sie, das Ohr an die Bretterwand zu halten, um zu hören, was die beiden Leute doch

wohl

wohl mit einander reden möchten? Aber wie bekam ihnen dieser Vorwitz!

Sie hörten ganz vernehmlich, daß der Fleischer die schrecklichen Worte sprach:

„der eine von unsern Baarfüßern ist fett ge-
„nug; der andere zwar noch nicht: aber ich
„denke doch, wenn das Fleisch von beiden zu-
„sammengehackt wird, soll's recht gute Würste
„geben. Ich will sie also nur immer abschlach-
„ten."

Die Haare standen den Horchern zu Berge, und sie sahn kein anderes Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als zum Fenster hinunter zu springen.

Der Magerste von ihnen machte den Anfang; sprang so glücklich, daß er gar keinen Schaden nahm, und lief sogleich, als brennte ihm der Kopf, davon.

Der andere, der zu seinem Unglück sehr wohl bei Leibe war, sprang auch; allein er brach ein Bein, und da er nicht zu schreien wagte; so kroch er in einen nahen Schoppen, um sich daselbst, bis zum Tagwerden, vor dem Messer des unmenschlichen Fleischers zu verkriechen.

Aber wie groß war sein Schrecken, da er noch vor Tages Anbruch den vermeinten Menschenfresser kommen hörte, der sein Schlachtmesser wetzte und die fürchterlichen Worte hören ließ:

„nur heraus, heraus, ihr Herren Baarfüßer!
„Eure letzte Stunde ist gekommen; da hilft kein
„Maulspitzen!"

Der arme Mönch erhob ein lautes Angstgeschrei und flehete um Erbarmen; und der Fleischer? — stand, wie einer, der aus den Wolken fällt.

„I, was ist Ihnen denn? fragte er endlich mit Erstaunen; und wie kommen Sie denn hierher?"

Der

Der Baarfüßer antwortete mit ausgestreckten, um Gnade flehenden Händen: „Ach Erbarmung, Erbarmung, lieber Mann! Ich habe ihm ja nichts zu Leide gethan!“

Der Fleischer wußte noch immer nicht, woran er wäre, bis es endlich zur Erklärung kam; da es sich denn fand, daß die ganze Sache ein paar Thieren gegolten habe, die er, ich weiß nicht warum, seine Baarfüßer zu nennen pflegte.

Der Mann bedauerte hierauf das Unglück des Mönchs, nahm ihn in sein Haus und ließ ihn kuriren.

Dieser schätzte sich glücklich, dem Wurstkessel entgangen zu seyn, und nahm sich vor, seine Neugier künftig im Zaum zu halten und niemals wieder horchen zu wollen.

C.

Liebe für Eltern.

Ein liebenswürdiger Knabe beweinte mit aufrichtiger Betrübniß den Tod seines zärtlichen Vaters.

Einer seiner Kameraden wollte ihn trösten, und stellte ihm vor, daß er sich jederzeit gehorsam, liebreich und ehrerbietig gegen seinen verstorbenen Vater bezeigt habe.

„So dachte ich auch, gab der Knabe zur Antwort, als mein Vater noch lebte; aber nun erinnere ich mich mit Schmerzen und Bekümmerniß, daß ich oft ungehorsam und nachläßig gewesen bin. Und ach! jetzt ist es zu spät, ihn um Vergebung zu bitten.“

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernet hätte? — Du sollst es schon erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man fragte ihn nach dem, was das wichtigste ist, nemlich: was für Tugenden er angenommen hätte?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstand, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fing an ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es, was ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld ertragen.

Ein ganz untriegliches Mittel,

sein Leben zu verlängern.

Ihr alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm seyn, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wohl um zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es:

Darinn werdet ihr zuvörderst wohl mit allen vernünftigen Leuten eins seyn, daß nicht diejenige Zeit,

in welcher wir schlafen oder müßig gehn, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstünde, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas nützliches zu lernen oder zu thun: so würde er in vierzig Jahren 36800 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag: so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4600 Tage oder 12 Jahr und 220 Tage. Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt als Andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in eben dieser Zeit abermals zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen: so könntet ihr abermals täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lectionen, eine zur Wiederholung, und noch eine entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zur Erlernung irgend einer nützlichen Handarbeit von euren Spielstunden abkürztet.

Versuchts nur, Kinder und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrieglich sind; und ihr werdet mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

C.

Arbeitsamkeit.

Dionysius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Brühe vorsetzte, welches das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich will es glauben, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? fragte Dionysius. —

Die Arbeit, antwortete jener, der Hunger, und der Durst.

Das Gericht über Kinder.

Ich will euch einen löblichen Gebrauch von einem alten Volk erzählen, liebe Kinder; aber — den Namen des Volks habe ich vergessen.

So viel weiß ich wohl, daß es ein recht gutes verständiges Volk war. Könige hatte es nicht, sondern es lebte so in einer Republick, wie die Leute zu Hamburg und Lübeck.

Nun, dies brave Volk hielt auch besonders viel auf gute Kinder. Die ältesten und weisesten Leute, die denn so die Aufsicht über alles hatten, (und die man hier nicht Obrigkeit und Richter, sondern liebe Väter nannte) meinten, es gehöre mit zu ihrer väterlichen Sorge für ihre Mitbürger, daß sie die Erziehung der Kinder derselben zu ihrer eigenen Sache machten.

Alle Vorschläge, Anweisungen und Verordnungen, die sie deswegen gaben, kann ich euch nicht erzählen; das würde zu lang werden. Das könnt ihr mir aber glauben, daß alle darauf abzielten, daß die Kinder immer ein gutes Gewissen haben, immer unserm lieben

Gott

Gott und allen guten Menschen wohlgefällig, und stets heiter und froh seyn sollten.

Jung gewohnt, alt gethan, dachten die lieben Väter; sind sie als Kinder so glücklich, so werden sie sich auch gewiß in Acht nehmen, als Erwachsene dies Glück nicht zu verlieren, und so wird unser Volk immer ein glückliches Volk bleiben.

Man kannte hier das Gericht, welches die alten Egypter über ihre Todte zu halten pflegten.

Die Sache verhielt sich kurz so: Wenn zu Memphis, der Hauptstadt des Landes, eine Leiche beigesetzt werden sollte, so versammleten sich 40 Richter an dem See, über den sie gefahren werden mußte. Nun war's jedem erlaubt, den Verstorbenen anzuklagen. Konnte man beweisen, daß er lasterhaft gewesen war, so wurde er nicht begraben. Und das hielten die Egypter für eine große Schande, und für ein großes Unglück.

Die Sache hatte ihr Gutes. Denn die Lebenden hielten sich aus der Ursache desto besser, damit sie nach ihrem Tode bei ihren Landsleuten keinen bösen Namen hinterließen.

Die Väter des Volks, von dem ich euch erzähle, nahmen von diesem egyptischen Gericht über die Todten, den Einfall her, alle halbe Jahr über die Kinder ihres Volks, eine ähnliche gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Sie hatten hiezu verschiedene Gründe. Einmal wollten sie die Edelsten und Besten unter ihrer Jugend kennen lernen, damit sie ihnen einst die wichtigsten Aemter anvertrauen könnten. Sie wollten aber auch die Bösen und Lasterhaften wissen, damit sie, durch Strafe oder Beschämung, noch auf den rechten Wege zurück gebracht werden möchten.

Endlich wollten sie auch den Eltern und Lehrern Anweisungen bei dieser Gelegenheit geben, wie sie auf die beste Weise ihre Kinder gut und glücklich machen könnten. Denn sie hatten wohl gemerkt, daß viele Eltern und Aufseher beim besten Willen, doch nicht immer die besten Mittel brauchen.

Es wurden also Richter bestellt. Jeder kleine Mensch sollte vom 6ten Jahre seiner Kindheit an, bis zum 18ten Jahre seiner Jugend diesem Gerichte unterworfen seyn. Es erstreckte sich über Mädchen und Knaben.

Väter und Mütter wurden bei der zärtlichen Liebe, die Gott für ihre Kinder ihnen eingepflanzt, Lehrer und Aufseher bei der schweren Rechenschaft, die sie dem Allwissenden geben müssen, die Bediente des Hauses, bei ihrem künftigen Glück, und jeder, der ein Kind kannte, bei den heiligen Rechten der Menschheit beschworen, durch keine Leidenschaft, — oder durch sonst etwas sich abhalten zu lassen, etwas zu entdecken, was schädliche Folgen für eine junge Seele haben könnte.

Doch wollten die Richter auch vorzüglich alle gute Thaten der Kinder wissen, und außer dem großen Lohn, der stets innerlich mit ihnen verknüpft ist, sollte noch ein Kranz eine äußerliche Belohnung für die Guten und ein Sporn zur Nacheiferung für die Trägern werden.

Das Gericht dauerte zwei Monate hinter einander.

Der erste Monat war für die Kinder von 6 bis 12, der andere für die Jugend von 12 bis 17 Jahr bestimmt.

Und nun will ich euch so einen Gerichtstag beschreiben, wenn ihr Lust habt, zuzuhören. —

Am 10ten Tage des ersten Gerichtmondes, als die ehrwürdigen Männer schon einige Stunden lang ihre heilsame Beschäftigung fortgesetzt hatten, traten zwei

Männer auf, und ein lieber achtjähriger Knabe an der Hand des einen, der sein Vater war. Freude funkelte dem Manne aus den Augen, und eine Schamröthe verschönerte das Gesicht des Kleinen.

Weise Richter, sprach der Vater: dies ist mein Sohn! Aber wenn er auch der Sohn eines der Feinde unsers Vaterlandes wäre, so müßt ich doch sagen, er sey werth von Euch, von allen guten Menschen, von allen tugendhaften Kindern geliebt zu werden. Er ist mir, seiner Mutter, seinen Lehrern stets aufs Wort gehorsam gewesen; und jeder, der ihn kennt, hat ihn bis itzt geliebt.

Aber neulich — o erlaubt, daß ich Euch die Geschichte erzähle, durch die er dem väterlichen und mütterlichen Herzen sich so theuer gemacht hat. — Doch nein! laßt meinen ehemaligen Nachbar hier reden, er ist Zeuge gewesen; und erlaubt, daß ich mit ihm mich so lange entferne.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Nachbar sollte reden.

Ich sah, fing der an, den Knaben vom 4ten bis 7ten Jahr aufwachsen. So lange wohnte ich nahe bei seinem Vater. Erst vor einem Jahre zog ich in eine andere Gegend. —

Seit der Zeit sprach ich wegen der Entfernung seinen Vater nur Augenblicke, sah aber den Knaben nicht. —

Ich liebte ihn; denn alles, was der Vater vorher sagte, und mehr noch, ist wahr. Aber ich konnte mich der Sorge nicht entschlagen, ob vielleicht nur die beständige Aufsicht die Tugend des Knaben bestimme, und ich wollte wissen, ob sie auch dann Stand hielte, wann sie von niemanden gesehn, bemerket und gelobt würde?

Ich

Ich wählte einen Mittag, da ich wußte, daß seine Eltern nicht zu Hause waren. Ich lockte durch einen Fremden den Bedienten, dem die Aufsicht des Hauses anvertrauet war, fort, und nun kam ich in der Kleidung des ärmsten Bettlers, und pochte an die Thür.

Der Knabe öffnete ein Fenster. — Lieber Mann, sagte er, ich habe kein Geld, das ich dir geben darf; hier liegt zwar was, aber das gehört Mutter — komm Morgen wieder, ich will sie gewiß bitten, daß sie dir was geben soll.

„Ach, ich bin so hungrig!“ sagte ich.

Hungrig? ich will dir die Thüre aufmachen, wenn ich kann. —

Er konnt's nicht. — Sogleich reichte er mir seine ganze Mittagsmahlzeit, die ihm eben aufgesetzt war, zum Fenster heraus. —

„Aber nun leidest du selbst Hunger!“

Schadet nicht; ich esse mich alle Mittag und Abend satt, — und kann's gewiß bis heut Abend aushalten.

„Du wirst's nun wohl deinen Eltern sagen, wenn sie heim kommen, damit du doppelt empfängst. —“

Nein, lieber Mann! das thu ich nicht. Sonst —

„Was sonst? sie würden mit dir zürnen?“

Das weiß ich besser, loben würden sie mich. Aber mein Vater sagt, wenn man meint was Gutes gethan zu haben, so muß man nicht einmal mehr daran denken, vielweniger es erzählen.

„So will ich warten, bis sie kommen, und —“

Ja, wenn du das thust, so bitt ich Vater und Mutter, daß sie dir ganz böse werden. — Aber geh geschwind — ich seh den Bedienten kommen.

Ich ging, und wirklich hielt der Knabe Wort. Seine Eltern erfuhren nichts, und er schränkte mit dem besten Muth auch sein Abendessen auf das gewöhnliche ein.

Nun

Nun erzählt ich's dem Vater; er schwieg, denn er wollte noch eine Probe machen.

Ihr wißt, das herrliche Schauspiel, welches ihr alle Jahr für unsere Kinder aufführen laßt, macht so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich das ganze Jahr dazu freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte auch dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wenigen Schritte allein gehn. — Freude beflügelte ihn. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erbärmlich weinte, und ihn anflehte, ihr etwas für Mutter und Schwester, die vor Hunger entkräftet lägen, zu schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des Geldes, welches zu seinem Vergnügen bestimmt war, — und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Mädchen heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte erfahren, ob sein Sohn auch wohl seinen liebsten Wunsch aufopfern, und das Vergnügen zu helfen einer sinnlichen Freude vorziehen könnte.

Er konnt's. — Denn seine Eltern waren ausgegangen, und er durfte, indem er gab, auf keinen Ersatz hoffen.

Abends lieferte er die behaltene Hälfte zurück, und die Bedienten des Hauses erzählten, er habe ruhig und heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, sein kleines Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den Edelmuth dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kranz zu. Er wurde gerufen — Der Kranz ihm entgegen getragen. —

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann würd es ja noch lauter; mir ist's genug, wenn ihr mir gut seyn wollt.

wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stund da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähl ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage.

Kühl.

Wozu sind Arme und Reiche in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wohl gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich seyn sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er braucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht eine schöne liebenswürdige Tugend eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings!

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugend bei den Menschen nicht gefunden würde?

Gottlieb. Ja freilich!

Va-

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wohl unter den Menschen Statt finden, wenn sie alle in gleichem Wohlstande wären? Wenn's dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge?

Gottlieb. Nein, da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu seyn.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer stärker darinn werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, sie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du siehst also, daß die schöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht Statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja also wohl zugeben, daß in seiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darinn seyn konnten.

Gottlieb. Aber deswegen brauchten doch einige Leute just nicht so sehr reich zu seyn!

Vater. Die sehr reichen Leute sollten mit ihrem Reichthum sehr viel Gutes stiften; sollten zum Besten anderer Menschen etwas damit thun, was mit wenigerem Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun sie das auch immer?

Vater. Schlimm für sie, wenn sie es nicht immer thun! Denn bloß dazu gab ihnen Gott so viel, damit sie zum Besten ihrer Brüder viel damit ausrichten sollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß sie arm sind?

Vater. Ich muß dir diese Frage abermals durch eine andere Frage beantworten: glaubst du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen diejenigen, die uns Gutes erweisen, auch schöne und wünschenswürdige Tugenden sind?

Gottlieb. Das versteht sich!

Vater. Wann hat man aber am meisten Gelegenheit, diese herrlichen Tugenden zu üben, wenn man alles im Ueberfluß hat und es uns immer wohl geht, oder wenn man an vielen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet?

Gottlieb. Im letztern Fall.

Vater. Wenn nun Gott wollte, daß auch diese Tugenden in seiner Welt geübt würden, und wenn er, nach seiner Allwissenheit vielleicht voraussah, daß einige Menschen sie nicht anders üben würden, als wenn sie arm wären: was mußte er thun?

Gottlieb. Er mußte zugeben, daß diese Menschen in Armuth geriethen.

Vater. Begreifst du nun, was die Armen davon haben, daß sie arm sind? — Aber noch eins! Glaubst du nicht auch, daß es viele Leute gibt, die ein gemächliches Leben gar nicht ertragen könnten? Welche böse Menschen werden würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit mit Mangel und Elend zu kämpfen hätten? Ich weiß ein merkwürdiges Beispiel hievon, welches ich dir erzählen will.

Ein armer Landmann mußte sich Tag vor Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit schwerer Arbeit quälen, um sich selbst, seine Frau nebst zween Söhnen nothdürftig zu ernähren.

Oft hatten sie nur Salz und Brod zu essen, und zuweilen sogar von diesen nicht genug, um satt zu werden.

Aber sie waren genügsam und geduldig; vertrauten Gott und harreten auf seine Hülfe, welche denn auch niemals ausblieb. Denn, wenn sie auch zuweilen noch halb hungrig sich auf ihr Strohlager legten, und nicht wußten, was am folgenden Tage aus ihnen wer-

den würde: so hatte die göttliche Vorsehung am andern Morgen doch immer etwas für sie veranstaltet, was sie nicht voraus gesehen hatten. Bald wurde ihnen unvermuthet von wohlthätigen Leuten etwas ins Haus gebracht, bald bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar, etwas zu verdienen. Kurz, diese arme Familie lebte fromm, arbeitsam, und bei aller ihrer Dürftigkeit zufrieden.

Zum Unglück hatte der Mann einen Bruder, der schon in seiner Jugend nach Indien gerathen war, und daselbst Gelegenheit gefunden hatte, sich großen Reichthum zu erwerben. Dieser kehrte jetzt mit seinem ganzen Vermögen zurück, kaufte in der Hauptstadt des Landes ein prächtiges Haus, und dachte nun den Rest seiner Tage in Ueberfluß und Wohlleben hinzubringen.

Allein plötzlich ward er krank, und starb. Er hatte sich nie verheirathet gehabt; sein ganzes Vermögen fiel also seinem armen Bruder zu.

Nun kannst du dir denken, wie diesem der Kopf schwindeln mußte, da man ihm auf einmal meldete, daß er jetzt Herr von hundert tausend Thalern wäre!

Beinahe wäre der arme Mann, zusammt seiner Frau in Ohnmacht gesunken, da er von diesem unerwarteten Glück benachrichtet ward. Es dauerte lange, ehe er sich wieder fassen konnte; und, nun fing er an zu sorgen, was er mit dem vielen Gelde machen sollte?

Hätte er den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgen wollen, so wäre er in dem Stande geblieben, worin er war; er würde einen kleinen Meierhof gekauft und dann fortgefahren haben, arbeitsam, mäßig und gottesfürchtig zu seyn; einen Theil seiner Einkünfte hätte er auf die Erziehung seiner Kinder, und den Ueberschuß zu wohlthätigen Handlungen verwandt.

Allein

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernet hätte? — Du sollst es schon erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man fragte ihn nach dem, was das wichtigste ist, nemlich: was für Tugenden er angenommen hätte?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstand, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fing an ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es, was ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld ertragen.

Ein ganz untriegliches Mittel,

sein Leben zu verlängern.

Ihr alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm seyn, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wohl um zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es:

Darinn werdet ihr zuvörderst wohl mit allen vernünftigen Leuten eins seyn, daß nicht diejenige Zeit, in

in welcher wir schlafen oder müßig gehn, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstünde, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas nützliches zu lernen oder zu thun: so würde er in vierzig Jahren 36800 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag: so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4600 Tage oder 12 Jahr und 220 Tage.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt als Andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in eben dieser Zeit abermals zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen: so könntet ihr abermals täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lectionen, eine zur Wiederholung, und noch eine entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zur Erlernung irgend einer nützlichen Handarbeit von euren Spielstunden abkürztet.

Versuchts nur, Kinder und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrieglich sind; und ihr werdet mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

C.

wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stund da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähl ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage.

Kühl.

Wozu sind Arme und Reiche in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wohl gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich seyn sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er braucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht eine schöne liebenswürdige Tugend eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings!

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugend bei den Menschen nicht gefunden würde?

Gottlieb. Ja freilich!

Va-

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wohl unter den Menschen Statt finden, wenn sie alle in gleichem Wohlstande wären? Wenn's dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge?

Gottlieb. Nein, da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu seyn.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer stärker darinn werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, sie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du siehst also, daß die schöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht Statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja also wohl zugeben, daß in seiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darinn seyn konnten.

Gottlieb. Aber deswegen brauchten doch einige Leute just nicht so sehr reich zu seyn!

Vater. Die sehr reichen Leute sollten mit ihrem Reichthum sehr viel Gutes stiften; sollten zum Besten anderer Menschen etwas damit thun, was mit wenigerem Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun sie das auch immer?

Vater. Schlimm für sie, wenn sie es nicht immer thun! Denn bloß dazu gab ihnen Gott so viel, damit sie zum Besten ihrer Brüder viel damit ausrichten sollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß sie arm sind?

Vater. Ich muß dir diese Frage abermals durch eine andere Frage beantworten: glaubst du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen diejenigen, die uns Gutes erweisen, auch schöne und wünschenswürdige Tugenden sind?

Gott-

Allein da kamen thörigte Leute und fragten: ob er den Verstand verloren hätte? Ob er nicht wüßte, daß man von so vielem Gelde, als er nun besäße, ganz anders leben könnte? Und nun beschrieben sie ihm das vornehme Stadtleben mit allen seinen armseligen Herrlichkeiten auf eine so reizende Weise, daß dem armen Manne vor lauter Entzücken Hören und Sehen verging.

Kurz Martin (so hieß unser Mann) ward beredet, das Dorf zu verlassen, nach der Hauptstadt in das prächtige Haus seines verstorbenen Bruders zu ziehen, und daselbst die faule, schwelgerische und üppige Lebensart vornehmer Leute anzufangen. Einige Schmeichler und Schmarotzer, welche ehemals selbst in der Stadt gelebt hatten, begleiteten ihn dahin, um, wie sie sagten, ihm mit ihrem Rathe beizustehen, damit er in seinen neuen Stand sich gehörig schicken lernte.

Die erste Thorheit, zu der sie ihn verleiteten, war, sich in den Adelstand einzukaufen. Es geschah; für einige hundert Thaler ward Martin in einen Herrn von Martin umgeschaffen, und nun mußte er, zur Behauptung seiner neuen Würde, sich entschließen, alle die glänzenden überflüßigen Dinge anzuschaffen, welche in vornehmen Häusern zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden.

Dazu gehörten prächtige Kleider, schimmerndes Hausgeräth, theure Gemählde und Statüen, Pferde, Kutschen, Lakaien und Köche. Dies alles mußte nicht blos angeschaft, es mußte auch unterhalten werden.

Noch mehr: der Herr von Martin, und die gnädige Frau von Martin und die beiden Junker von Martin mußten nun auch in der Anwendung der Zeit den vornehmen Müßiggängern, in deren Stand sie getreten waren, gleich zu werden suchen. Man stand also nicht mehr, wie sonst, mit der Sonne auf, sondern schlief,

bis

bis es schon hoch am Tage war. Dann wurden einige Stunden dem Anzuge und dem Putze gewidmet. Nun setzte man sich zur Tafel, um den Magen mit einer Menge erkünstelter Speisen zu überladen. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verdorben, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Prachtversammlung, Bällen und Mummereien. Ein großer Theil der Nacht ward endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in dem Herzen dieser unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Murren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genusse ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch oft in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehrere Jahre zum Unterhalt bedürft hätte. Die jungen Herrn von Martin wurden faullenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem allen? Diese:

Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst

hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht sich einen schwachen kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt zum warnenden Beispiele für andere eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Eltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei Andern, weil jedermann wußte, daß sie selbst Schuld an ihrer Armuth waren. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich irreten sie eine Zeitlang von Dorf zu Dorfe, um Almosen zu sammlen, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jetzt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irdischen Glücksgüter einigen mehr, andern weniger zugemessen hat?

C.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, ist ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen

men verwendete, und wo die auserlesesten Pferde gezogen wurden.

In der großen Theurung 1771, wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein er konnte sich nicht entschließen, sich von etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an dem Anblick seiner Lieblingsthiere zu weiden.

Als er einst von da zurück kam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Füße, und sagte: „ach, Ihre Exellenz, wer doch itzt ein Pferd wäre!“

Wie so, alte Mutter? versetzte der General stutzend.

„Ach, sagte sie, indeß ich mit einem kranken Manne und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehen.“

Der Graf gab ihr einen Dukaten und ging gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brodlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalt der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude zu sehen, daß auch nicht einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer

Wer aus eigener Erfahrung weiß, was eine viele Jahre lang befriedigte Lieblingsgrille zu bedeuten hat, der wird die Größe dieses Opfers beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den Böhmischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie foderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, um auch hier eine Plünderung vorzunehmen: allein die guten dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewafneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern ihres Herrn zurück.

Der Graf befand sich damals in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

„Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang eine Pension haben!"

Aus den Zeitungen.

Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Christian!

Morgen ist in Westindien *), wie in Deutschland, heiliger Christtag. Nun sitzest du gewiß beim Ofen, und

magst

*) So nennt man die vielen Inseln, welche mitten in Amerika, in dem großen Mexikanischen Meerbusen liegen.
Anm. d. Herausg.

magst nicht vor die Thüre gehn, weil es schneit, und weht, und grimmig kalt ist: magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nichts mehr grün ist; wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen; denn auf ganz Jamaika gibts keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht: ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen: kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden; und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andre Welt. Hier gibts gar keinen Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Zweigen pflücken.

Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Vitsbonen und gelbe Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben: sondern andere, theurere, delikatere Sachen, Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffe, Kakao u. s. w.

Da schick' ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. In beigehendem Kästchen findest du I. eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigner Hand von einem Baume gepflückt habe. II. eine Dute voll Kaffebonen, die ich vorgestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm. III. eine Dute voll Zucker, die noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohr saß,

IV. einige Kakaobonen. — Die Zitrone wird vermuthlich schon verschimmelt seyn, wenn du sie krigst; denn vielleicht kommt das Kästchen erst übers Jahr an. Wir sind weit von einander; von Kingston nach Göttingen mögen wohl volle 1000 Meilen seyn.

Aber außer diesen Näschereien liegt noch etwas anders im Kästchen: das wird dir gewiß noch lieber als alle Näschereien seyn! — ein Paket Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig; und hörst gerne, wenn man dir was aus der Geographie erzählt. Nun Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika: das sollst du nun kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile herum reise; so will ich alles Merwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben, und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel; aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn mans ihnen eintrichtern könnte, wie Rum! *) — Bis ins 8te Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Negern; und werden daher so grob, ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Negern sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule: weil ihn aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf, denn das leiden die albernen Eltern nicht; so lernt das Herrchen nichts, als höchstens lesen. Hat er nun ein bischen lesen gelernt; dann geht er auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, gibt Visiten, und schlingelt so den ganzen lieben langen Tag mit seinen Kameraden herum.

Gestern, wie ich just den letzten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester

*) Ein starkes Getränk aus Zuckerrohr gemacht.

Anmerk. d. Herausg.

ster Sohn, William, auf mein Zimmer; und plauderte mir in einem fort von seinem diamantnen Ringe vor, den ihm seine Tante aus London zum heil. Christ geschickt hatte, und von dem Ball, der übermorgen auf Howards-Tavern *) seyn würde. Endlich wurde ich des Dings überdrüßig, und sagte: junger Herr, lassen Sie mich zufrieden, ich habe was gescheuteres zu thun; ich schreibe da an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst 6 Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in ihrem 14ten Jahre.

In Niedersachsen? in Niedersachsen? fragte Mr. William: wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?

Kingston **), den 24. Decemb. 1778.

I.

Port-Royal, den 2ten December 1778.

Vor 4 Wochen waren wir von Neu-York ***) ausgereist; und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen, als Himmel und Wasser, und unser Schiff, und einige andere Schiffe, die uns unterwegens begegneten. Auf unserm Schiffe waren 153 Menschen, meist Mannsleute, Matrosen und Soldaten: nur 4 Weiber und 4 Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen, als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrod: dieses Brod aber war so hart, daß man es kaum zerbeissen konnte. Und Wirthshäuser, wie du weißt, gibts auf dem Ocean nicht, wo wir hätten einkehren, und frisches kaufen können.

*) Ein Gasthof.

**) Die Hauptstadt der Insel Jamaika.

***) Eine Stadt in Nordamerika.

Je weiter wir herunter nach Westindien kamen; desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden; und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdeck, weil es unten im Schiffe vor Hitze nicht auszuhalten war.

Endlich vorgestern sahn wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domingue, die halb den Spaniern und halb den Franzosen gehört; und rechts sahn wir die noch größere Insel Kuba, die den Spaniern ganz allein gehört. Nun hofften wir bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht, und bekam ein Trinkgeld dafür.

Nun diesen Morgen, noch vor Sonnen-Aufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck, und sahn Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freuten wir uns!

Noch sahn wir weiter nichts als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf denen Büsche standen, wie unsre Wachholder-Büsche: aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfeffer-Büsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, gibts hier gar nicht; statt deren aber ganz andere.

Wie wir näher kamen, sahn wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinsahn, war alles grün auf dem Felde. Denke, Christian, alles grün auf Jamaika, im December, wo bei uns alles weiß oder braun ist!

Um 11 Uhr Mittags kam der Lotsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer

mer näher. Wir sahn den Hafen und die Stadt Port-Royal. Neben dran, linker Hand, auf einem Berge, sahn wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo 12 Kanonen stehen; und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt, wo 70 Kanonen stehen: die sollen brummen, wenn der Graf d'Estaing *) kommt! — Laß dir das alles auf der Landkarte zeigen.

Um 1 Uhr waren wir mitten im Hafen von Port-Royal, und warfen Anker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkauf brachten. Alle waren in das feinste weiße Zeug gekleidet; auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts als einen blauen seidenen Sonnenhut; und ihre schwarze Brust trugen sie bloß. Alle hatten schöne schwarze Augen, und herrliche weiße Zähne.

Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Vitsbonen und andres frisches Gemüse. O Christian, wie köstlich schmeckte das! Frisches Gemüse im December: frische Zitronen, die diesen Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im December: und noch mehr, für uns hungrige Leute, die wir in 4 Wochen nichts frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch, und steinhartes Brod, gegessen hatten!

Das erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken seyn! denn alles, was wir dazu brauchten, war frisch: frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum; und noch drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir

*) Graf d'Estaing war damals der Anführer der Französischen Flotte wider die Engländer.
Anm. d. Herausg.

Wir bleiben nicht lange hier, sondern fahren noch diesen Abend, bei hellem Mondschein, nach der Hauptstadt Kingston hinauf: da sollst du Wunder hören.

Kingston, den 3. Decemb. 1778.

Vorige Nacht um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an. Wir hörten eben 12 schlagen, das freute uns alle unbeschreiblich; denn seit langer Zeit hatten wir nicht schlagen hören.

Des Morgens fuhren wir in einem Bote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, bewillkommte uns sehr höflich in Deutscher Sprache, und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche gibts überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, aus Kap oder nach Tobolsk, nach Madras oder nach Rio Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo: *) überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Eltern nicht haben gehorchen wollen, manchmal aber auch recht hübsche brave Leute von Landsleuten, antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein, und seines Handwerks ein Tischler. Er war, nebst seinem Bruder, vor 17 Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun: so war er ein sehr reicher Mann geworden; so reich,

*) Auf der Insel Zeilon in Ostindien.

Anm. d. Herausg.

reich, daß er jetzt 7 große Häuser in der Stadt, und eine Werkstatt hat, worin über 30 Leute arbeiten.

Dieser höfliche reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstatt. Hier trafen wir 19 schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten, und die prächtigste Tischler- und Drechsler-arbeit aus lauter Mahogani- und Cedernholz machten. Alles Holz, was hier herum lag, war Mahogani: dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber gibt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken öhlichten Geruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstatt aufzuhalten.

Wir sahn uns nach der Madam im Hause um, um auch der als einer Frau Landsmännin unsern Reverenz zu machen; aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder, jeder eine Negrin zur Frau hatten, die sie sich wie Sklavinnen auf dem Markt gekauft hatten. Die weißen Weiber aus Europa taugen hier nicht viel; sie arbeiten nichts, treiben aber einen großen Staat, und vertändeln jährlich auf 1200 Rthlr., die der Mann schaffen soll. Wer nun nicht so viel für ein weisses ausgeben will, der nimmt sich lieber ein schwarzes Weib aus Afrika. Menschen sinds ja doch, so gut wie die aus Europa: was kömmt denn auf die Farbe an?

III.

Kingston, von eben dem Dato.

Den Mittag ging ich in ein Wirthshaus, Howards Tavern genannt, um da zu speisen.

Dies ist ein prächtiges Haus, etliche Stockwerke hoch, ganz von Mahoganiholz gebaut. Um jedes Stockwerk zieht sich eine breite Galerie herum, wo 6 Personen neben einander spatzieren können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, alles ist von Mahogani, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stockwerks sind keine Fenster, sondern statt deren grün angestrichne Jalousien, durch die die Seeluft säuselt, und das Zimmer kühlt. In den Stuben hängen sehr schöne Gemählde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem Alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder Kamin zu sehen: denn wozu Oefen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind.

Es waren noch viel andre Deutsche hier im Gasthofe. Um 2 Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im December, lauter frisches Gemüse, eben aus dem Garten geholt! Frischer Lattig! Delikate Vitsbonen! Auch gelbe Rüben; nur die waren ohne Saft, und unschmackhaft. Rindfleisch schmeckte mir gleichfalls nicht, es war zu mager: das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hieher, aber nun nicht, weil Krieg ist.

Das letzte unserer Gerichte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesetzt Orangen, Kokos-Nüsse und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgte eine Bole Punsch; dabei eine Kohlpfanne, und eine Handvoll zusammengerollter Toback, den man an einem Ende ansteckt, und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerletzt kam die Rechnung, — eine halbe Guinée auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stuhle stand ein Neger-Sclave.

IV.

Kingston, von eben dem Dato.

Nach Tische ging ich aufs Kaffehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren 30 Mohren-Jungen zur Aufwartung, die größtentheils schneeweiß gekleidet waren.

Ich ließ mir eine Porzion Thee geben, und diese kostete einen Gulden oder 2 englische Schillinge. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult, auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich alles hin, und wollte wissen, was in der übrigen Welt neues passirte.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistentheils außer der Stadt, auf ihren Plantagen oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh in der Morgenkühlung in die Stadt, wo sie ihre Waarenhäuser haben. Um 9 Uhr sind alle ihre Geschäfte gethan: dann gehen sie aufs Kaffehaus, bleiben hier den ganzen Tag, und fahren erst Abends um 10 Uhr, wenn es anfängt etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft durch. Nun gegen 6 Uhr fing es an dunkel zu werden, und ich dachte: wie werden die Leute Lichter anzünden? Denn bleiben die Thüren auf, so weht ja der Wind das Licht aus; und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze und kein Mensch kanns im Zimmer aushalten. — Indem kam ein kleiner Schwarzer, brachte eine große hohe

Glo-

Glocke vom feinsten weißen Glase, steckte ein Licht an, und setzte es unter die Glocke *). So gescheut ist man auf Jamaika!

V.

Vom Bloksberge auf Jamaika, den 4. Decemb. 1778.

Unter den Herrn, die ich gestern auf dem Kaffehause hatte kennen lernen, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher vornehmer Mann. Er hatte ein großes Zuckerfeld, das nannte er nach dem Namen seiner Vaterstadt Halberstadt. Und seine Schwester, die auch mit hier im Lande war, hatte einen großen Kaffeberg, den nannte sie den Bloksberg.

Auf diesen Jamaikanischen Bloksberg stieg ich heute, machte der Madam meine Aufwartung, und sah zum erstenmal Kaffe in großer Menge wachsen.

Dieser Kaffewald war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffe wuchs, waren nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume: und so roth, wie die Vogelkirsche, sieht der Kaffe auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen 2 Bohnen. Wenn diese völlig reif sind; dann wird die Kirsche dunkelbraun, und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen: oder aber man breitet ein Tuch unter dem Baum aus, und schüttelt ihn.

Nun

*) Es versteht sich, daß diese Glocke oben eine Oefnung habe; sonst würde sie bald zerspringen.

Anm. d. Herausg.

Nun werden diese Kaffekirschen, wie bei uns die Knoten *), auf ein Laken ausgebreitet, damit die äussere Schale aufspringe. Nun fallen die Bohnen heraus; und diese werden zuletzt auf einer Windmühle von aller Unreinigkeit gesäubert. Dann schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston; und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern Scheffelweise, wie bei uns der Hafer, verkauft.

Die Kaffebäumchen sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt gleich wieder Blüte heraus.

Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen, und Orangen in ganzen Haufen und werden so gering geachtet, daß man, für ein Trinkgeld an den Neger, so viel zu sich stecken kann, als man will.

Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimtbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume und sehr viele Tamarinden **).

VI.

*) Die kleinen Knöpfchen, welche auf dem Flachse wachsen und den Leinsamen enthalten.

Anm. d. Herausg.

**) Der Tamarindenbaum trägt Schoten, welche aus zwo Schalen bestehen. Zwischen beiden ist ein gewisses weiches Mark, und die innere Schale umschließt einige Saamenkörner. Die Indianer essen diese Frucht, so wie sie vom Baume kömmt, oder auch mit Zucker eingemacht. Uns schicken sie das Mark zu, welches ein gutes Abführungsmittel ist.

VI.

Halberstadt auf Jamaika,
den 5. December 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt, auf seinem Zuckergute Halberstadt. Da war eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war; und unten am Berge stand das prächtige Haus des Herrn Schneiders.

Eben wurde eine Menge dieses abgeschnittenen Zuckerrohrs auf Maulthieren von den Gebirgen herunter gebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht Negressen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maulthieren umgetrieben wurden.

Zweimal wird das Zuckerrohr so gepreßt, und nun ist es so dürre wie Stroh: denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in einer Rinne unter den Walzen; und diese Rinne bringt ihn bis in die Siederei.

Hier in der Siederei wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dicke, und zuletzt zu lauter Sand und Grümeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker: und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffe, der den Morgen noch im Rohre gesessen hatte.

Vom Zuckerrohr kann man, so wie bei uns vom Flachse, alles brauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Futterung für die Maulesel. Das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt. Und aus dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbrantewein gemacht. Der schmeckt besser wie Nordhäuser *). In

ganz

*) Brantewein, der zu Nordhausen verfertiget wird.

ganz Amerika und England trinkt man ihn; und durch die halbe Welt verfährt man ihn. Aber wehe dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewißlich keine 30 Jahre alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat: so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher aber wächst es 10 bis 14 Jahr in einem fort, und alle Jahr kann man es wenigstens zweimal schneiden.

VII.

Kingston, den 6. December 1778.

Kingston ist eine ganz herrliche Stadt, voller Menschen und voller prächtigen Häuser. Sie liegt vier Meilen von Spanishtown. Die Straßen sind nicht gepflastert; denn bei der schrecklichen Hitze könnte es niemand auf den Steinen aushalten.

Die meisten Einwohner sind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher ist alles hier so unmäßig theuer, daß keine einzelne Person unter 6 Rthlr. des Tags leben kann. Viele leben wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorra: sie fressen, und saufen, und tanzen, und spielen; dafür sehen sie denn aber auch alle aus wie Leichen, und sterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier alles haben, was gut schmeckt. Alle Handwerker trift man hier an; aber so wohlfeil arbeiten die nicht, wie bei uns. Will man sich ein paar Hosen anmessen lassen: so kommt der Schneider im Kariol gefahren, und erscheint in einem seidenen Kleide; das müssen die Kunden bezahlen!

Die Kaufmannsdamen und die Handwerkerdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle

We-

Westindische Vögel ihre Federn hergeben. Ueber und über sind sie mit Perlen und Juwelen behangen. Und so wird manche Dame, die sonst keine 3 Pfennig werth wäre, so bald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 3000 Thaler werth. Wenn sie ausgehen, das ist wenn sie ausfahren, haben sie eine Kalesche von grüner Seide auf dem Kopfe, beinah so groß wie ein zweisitziger Kutschkasten, die sich auch, wie ein Kutschkasten, zurück legen läßt.

Die Demoisellen — denn alles ist Demoiselle; Jungfern und Mädchens gibts auf Jamaika gar nicht — können selten lesen; aber tanzen können sie alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dingelchen von 12 Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Dafür aber haben sie auch schon im 30. Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Uebrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und Sonnenhitze, damit ihnen diese ihr gelbes Fell nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch galant. Sie tragen unaufgestutzte weiße Hüte vom feinsten Filz, und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefüttert. Ihre Westen und Hosen sind von weißer Seide, Taffent oder Ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besetzt; aber der größte Staat wird mit feiner weißer Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wohl zwei oder dreimal an einem Tage frisches Weißzeug an. Um 9 Uhr, wenn Du erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschäfte mehrentheils gethan: dann kleiden sie sich zum zweitenmale um, und gehen um 2 Uhr zu Tische: und wer des Abends Visiten macht, oder Visiten bekommt, kleidet sich zum drittenmal anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße, noch ärger wie in Hannover und Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darinn: so stehen auch zwei schneeweiß gekleidete Mohren oder Neger hinten auf, und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronenfarbigen Nacken berühre. Die Neger sehn gar drollígt aus. Der kohlschwarze Kerl ist ganz weiß gekleidet, hat auch weiße Hosen, und feine Schuhe, aber keine Strümpfe: und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben die Art ist auch der dritte Neger angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kutsche selbst: der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutsche und Kutschgeschirr sind prächtig, und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus: denn Hafer, Gerste, Roggen, Weizen wachsen auf Jamaika nicht; die armen Thiere müssen sich also bloß mit Gras behelfen. — Die Mannspersonen fahren gewöhnlich nur in einem Kariol, das ganz leicht von Einem Pferde gezogen wird (just so fahren auch die Herrn Bauern in Nordamerika). Hinten auf steht auch ein Neger mit einem Sonnenschirm, den er über seinen Herrn hält: oft läuft auch noch ein anderer Mohr zu Fuß vorauf, oder reitet auch voran.

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine 60 Jahr alt: denn vorhin wohnten diese reichen Zuckerhändler alle in Portroyal. Wie aber dieser Ort einigemal hintereinander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht ward, daß ganze Straßen ins Meer gestürzt wurden, die andern Häuser alle einfielen, und auf 2000 Menschen umkamen: so zogen die meisten hierher,

her, und bauten das jetzige Kingston. Doch ein paar 100 Häuser sind immer noch auf Portroyal.

VIII.

Kingston, den 7. Decemb. 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Neger mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zettel in der Hand, und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausriefe? und man antwortete mir: Menschen.

Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen, mit 550 Negern. — Denke, Christian, 550 dicke feiste Neger, bei der Hitze, in Einem Schiffe: das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen seyn! —

Diese 550 schwarze Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft, und wollten sie nach Martinique führen. Da kam aber unterwegs ein Englischer Kaper an sie, und nahm ihnen, weil jetzt Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Aber die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel: denn anstatt in Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun in Jamaika seyn. Diese rief nun der klingelnde Neger wie Austern und Stockfische aus, daß wer Lust und Belieben hätte, auf den Negermarkt kommen, und sich etwas davon aussuchen sollte.

Ich kleidete mich an, und ging hin auf den Markt. Da stand eine ganze Menge schwarzer Menschen, alte und junge, Mannsleute und Weibsleute; alle splitternackend, wie sie Gott erschaffen hatte; alle hatten ein Kartenblatt am Halse hängen, worauf die Nummer geschrieben stand.

Lieber

Lieber Gott, dachte ich, hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine!

Es gingen viele Käufer herum; die besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten? Ein junger starker Kerl in seinen besten Jahren sollte 600 Rthlr. gelten: für andre wurden 450, 300, bis 200 Rthlr. gefodert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madame vom Blocksberge. Dieser kaufte für seine Frau zu ihrer Kaffeplantage einen dreißigjährigen vierschrötigen Neger für 580 Rthlr. Ein kleines schwarzes Jüngelchen, von deiner Größe und deinem Alter, krigte er obenein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madame auf; und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeberg hinauf, und die abgefallenen überreifen Kaffekirschen auflesen; und krigt nichts wie Plantins *) zu essen.

Seine Schwester, ein Mädchen von 12 Jahren, kaufte ein Zuckerbauer hinter Spanishtown her, für 150 Rthlr. Nun kommen die armen Kinder von einander, und krigen sich wohl in ihrem Leben nicht wieder zu sehen!

Gegen 9 Uhr war alles verkauft, und jeder machte Anstalt, seine erhandelte Waare wegzubringen. Das schwarze Mädchen küßte noch einmal ihr schwarzes Brüderchen, und weinte: die alten Neger umarmten sich unter einander, und heulten ihr Adieu! Beim Weggehen erhob sich plötzlich unter ihnen allen ein dumpfes Getöse. Ich meinte Anfangs, sie heulten bloß; nachher aber hörte ich, sie sängen ein Lied in ihrer Guineasprache, das auf Deutsch so lautet:

 Fern

*) Eine Frucht, welche sonst auch Pisang heißt.
Anm. d. Herausg.

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh und Schande!
O die weißen Männer, klug und schön! —
Und ich hab den Männern ohn Erbarmen
Nichts gethan. —
Du im Himmel, hilf mir armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingston, den 13. Decemb. 1778.

Heute Sonntags ging ich in die Englische Kirche: Ich war schon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erst um 10 Uhr anging, so spatzierte ich indeß auf dem Kirchhofe herum, und las die Aufschriften auf den Leichensteinen.

Der Kirchhof war mit einer Mauer von gebackenen rothen Steinen umgeben. Die Leichensteine waren fast alle von Alabaster oder Marmor, überaus schön gearbeitet, und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieser Stunde wohl über 50 Leichensteine: aber wie erschrack ich, unter allen diesen Todten nur einen einzigen 52jährigen zu finden! Höher an Alter fand ich gar keinen; dagegen aber waren die meisten zwischen 20 und 36 Jahren gestorben. Da lag ein Advokat, alt 26 J. Da lag ein Kaufmann, alt 29 J. Da lag ein anderer, alt 24 J. Da lag eine ganze Familie: Der Vater war 38, die Mutter 39, der älteste Sohn 17, der jüngste Sohn 11, die eine Tochter 13, und die andere 9 Jahre alt geworden; und alle diese waren in Zeit von 5 Jahren gestorben.

O die bösen garstigen ungesunden Zucker-inseln: wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: unser Leben wäret 30 Jahr; und wenns hoch kömmt, so sinds 40. Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy auf Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: „Hier liegt begraben die Frau Fähndrichen Robins; sie wurde 83 J. alt, und blieb munter bis an ihr seliges Ende.“

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig; siehe da schlug es 10 Uhr, und gleich wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht.

Auf einmal kam eine Menge Kutschen und Kariole herangerasselt. Alles fuhr: ich glaube, ich war der einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war.

Die Kirche ist sehr einfach gebaut, und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienst aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann.

Die Stände sind alle auf dem Grunde: die Kanzel und Orgel sind die einzigen Plätze, die in die Höhe gebauet sind.

Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche: sie ist von herrlichem Mahogantholz gebaut, und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, die Stände in der Kirche, alles ist von Mahoganiholz. Die Lehne an der Treppe ist von Eben- und Cedernholz; die Pfeiler, die die Decke über dem Altar halten, sind auch von Ebenholz. Auf das dunkelbraune glänzende Mahogani sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchsta-

 ben

ben geschrieben. Neben dem Altar liegen 2 große rothatlassene Küssen, worauf der Prediger kniet, wenn er das Kirchengebeth und die Glaubensartikel verliest.

Wie nun der größte Theil der Versammlung beisammen war: so spielte die Orgel eine gar vortrefliche Arie. Als diese zu Ende war: so stand die ganze Gemeine ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebeth und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder; und der Prediger ging vor den Altar, und verlas die Glaubensartikel, welche die ganze Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er die Litanei, wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Matrosen nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind.

Nach allem diesen zeigte der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden: der Prediger aber ging vom Altar hinweg in einen besondern zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem andern Liede gesungen; und nun erst ging die Predigt an. Der andre Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer Kleidung: jetzt hatte er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, weiße Hosen, und weiße Strümpfe an, und setzte sich wieder in den Pfarrstuhl.

Die Predigt daurte nicht völlig eine Viertelstunde, über die Worte der Bibil: *Was soll ich thun, daß ich selig werde?* Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen: nun spielte die Orgel wieder; und die Leute gingen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen, weder männlichen noch weiblichen

Ge=

Geschlechts, gesehen, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer halben Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffe und Mahoganiholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr werth, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollt ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23ten Decemb. 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin schon Jamaikas herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Chokolade, keine Ananas mehr: ein Stück Deutsches, oder Nordamerikanisches, schwarzes hausbacken Brod möchte ich; o wer mir übermorgen eins zum heil. Christ verehrte! Aber solches Brod hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hieher kam: da ging es mir wie den Deutschen Handwerksburschen, die sich von den Seelenverkäufern in Holland nach den Molucken *) narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen, und noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch krigen: da meinen sie, sie wären im Himmelreich. Aber kaum sind sie acht Tage da; so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel, und einem Trunk frischem Doppelbier; aber sie jammern umsonst.

Alles

*) Die Molucken sind Inseln in Ostindien.
Anm. d. Herausg.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie tagtäglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerls wie Hunde traktirt sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehen, weil da immer ein böser Wind wehet, der einen auf der Stelle tödten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, wo ich dachte, es würde Kingston wie Portroyal ergehen: und solche Sturmwinde sollen sehr oft hier seyn. So oft ich an den Kirchhof denke; wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt seyn möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffe und Mahogani wächst, bleibe ich nicht. Es lebe Deutschland, und alle die Länder, wo Roggen und Weitzen und Eichen wachsen!

Helmut,

eine Romanze.

Helmut war ein Friedenstörer,
Zankt' und that nie seine Pflicht;
Machte seinem guter Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Warnte dieser ihn, so dachte
Helmut: sprich du nur! — und lachte.

Widerspenstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und harte Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmut ward indessen größer;
Aber leider nur nicht besser.

Ward

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: „Er kömmt nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trift ihn, denk er dran! die Strafe."

„Jetzt noch bitt' ich ihn mit Thränen:
Helmut beßr' er sich! denn, ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach."
Statt erschreckt zurück zu schaudern,
Denkt er: „Laß den Murrkopf plaudern!"

Jahre sind indeß verflossen;
Und der Lehrer lebt nicht mehr;
Helmut streift mit den Genossen
Seiner Streich', im Wald' umher,
Und beklettert Eich'- und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog.
„Heda! Seht, hier steh ich, Brüder,"
Rief er von der Eiche nieder.

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt ich irgend einen Streich,
Helmut! Helmut! er kömmt nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig?
Jetzo brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh er hier mich auf den Zweigen."

„Und befinde mich ganz munter!"
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brachs, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

Tiedge.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwe'n Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sahn die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nach gerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;
Die Alten fürchteten Gefahr und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als beid' einmal aus Noth nach Futter flogen;
So wagt ein Junger doch sein Glück;
Er flattert nach dem nächsten Hügel:
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die noch ganz unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach,
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klagge-schrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei:
Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:

„Ihr

„Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt!
„So wär ich jetzt nicht so zerschlagen,
„Und färbte nicht die Erde roth —"
Sie wollt' ihn drauf zum Neste tragen;
Allein jetzt war der Arme todt.
Was will dieß Fabelchen wohl sagen?

Tiedge.

Eine Anekdote

für junge Edelleute.

Ich habe euch, meine jungen Freunde, im dritten Theile der Entdeckung von Amerika erzählt, was für harten Prüfungen bei den Peruanern die Söhne der Edlen ausgesetzt wurden, bevor man sie selbst für edel erklärte. Hier habt ihr eine Anekdote von einem andern sogenannten wilden Volke, bei dem die Kinder der Edeln gleichfalls erst beweisen mußten, daß sie wirklich edler, als andre Menschen wären, wenn sie unter die Zahl der Edelleute wollten aufgenommen werden.

Auch bei den alten Kanariern, oder den ehemaligen Bewohnern der kanarischen Inseln, wurde der Adel nicht durch das bloße Recht der Geburt vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; sondern der Sohn, welcher auf diesen Vorzug Anspruch machen wollte, mußte ihn erst verdienen. Wodurch? Das wird aus folgender Erzählung erhellen.

„Das Recht, langes Haar zu tragen, war bei diesem Volke das äußerliche Kennzeichen eines Edelmanns. Wenn nun der Sohn eines Edlen ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen; und sobald er sich stark genug fühlte, die Be-

schwerlichkeiten des Krieges zu ertragen, ging er zu dem Faikag, oder dem Oberhaupt des Volks, und sagte: ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmanns, und begehre auch geadelt zu werden."

„Hierauf ging der Faikag in das Dorf, wo der Jüngling erzogen war, versammlete daselbst alle Edlen und andere Einwohner, und ließ sie bei dem Akoran, ihrem Gotte, feierlich schwören, daß sie ihm in Betracht dieses Jünglings die Wahrheit sagen wollten. Dann legte er ihnen unter mehreren Fragen besonders folgende vor:"

1) „Ob ihnen bekannt sey, daß der Jüngling jemals etwas gethan habe, was nach den Sitten ihres Landes für unanständig gehalten würde?"

2) „Ob er in Friedenszeiten durch Gewalt oder List einem Andern jemals das Seinige entwandt habe?"

3) „Ob er sich irgend unfreundlich gegen Geringere oder solche, denen er befehlen konnte, betragen habe?"

4) „Ob er schmähsüchtig gegen diejenigen gewesen sey, denen er nicht zu befehlen habe?"

5) „Ob er sich überhaupt jemals eines ungebührlichen Betragens, besonders gegen Schwächere, schuldig gemacht habe?"

„Wenn nun diese und ähnliche Fragen mit Nein beantwortet wurden: so erklärte er den Sprößling für eben so edel als den Stamm."

„Konnten hingegen die Anwesenden ihm irgend etwas von dem, was der Faikag gefragt hatte, mit Wahrheit zur Last legen: so schor der Faikag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf und Schande weg. Dann war er des Adels auf immer unfähig, und wurde lebenslang unter das gemeine Volk gezählt."

Kinder der Edlen, die ihr diese Geschichte leset, vergeßt nicht euch dabei zu prüfen, ob ihr für euer eigenes Haar, wenn ihr damals unter diesem Volke wäret geboren worden, wohl nichts zu besorgen gehabt hättet? Wisset zugleich, daß auch bei uns der unedle Sohn oder die unedle Tochter eines Edelmanns, zwar nicht durch geschorne Platten, aber durch etwas, das noch schlimmer ist, durch die Verachtung aller guten und verständigen Menschen, gebrantmarket wird.

C.

Erfindung des Kaffegetränks.

In einem Lande der Türkei gerieth eine Heerde Ziegen (Andere sagen Kamele) in eine mit Kaffepflanzen bewachsene Gegend, und fraß mit großer Begierde die reifen Bohnen.

Hierdurch wurden die Thiere so munter und lustig, daß sie herum hüpften und keins davon ein Auge zuthat. Der Hirt benachrichtigte am folgenden Tage den Prior des Klosters, dem die Ziegen zugehörten, von dieser sonderbaren Begebenheit.

Dieser untersuchte die Weide des Viehes und glaubte, daß die Kaffebohnen diese Wirkung verursacht hätten. Er machte daher einen Versuch, ob er mit einem Getränk von diesen Bohnen einigen seiner Mönche, welche oft die Messe verschliefen, den Schlaf vermindern könnte.

Dieser Versuch gelang; denn da der Kaffe das Geblüt in Wallung bringt und den Nerven eine unnatürliche Spannung gibt: so vertreibt er dadurch die Neigung zum Schlaf; aber er schadet auch eben dadurch unserer Gesundheit.

Aus

Aus diesem Kloster verbreitete sich der Gebrauch des neuerfundenen Getränks durch die ganze Türkei und aus dieser durch alle andere Länder.

Man sagt, daß die türkischen Kaffehändler des ersten Erfinders dieses Getränks, des Ziegenhirten Aidrus und des Priors Schiadli, noch jetzt in ihrem täglichen Gebete gedenken sollen, weil sie die Urheber eines Handels sind, dem sie ihren Unterhalt zu verdanken haben.

Ein Lied

zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ei seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden!
Hilft nicht; der Zahn der muß heraus,
Und dann krigt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Und dann krigt Gustchen Fladen.

Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden.
Unb — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Claudius.

Seele.

Vater.

Was hast du da, liebes Carolinchen?

Karolinchen.

Eine gelbe Blume.

Vater.

Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

Karolinchen.

Ich seh' es.

Vater.

Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

Karolinchen.

Ich hör' es.

Vater.

Womit siehst du denn?

Karolinchen.

Mit meinen Augen.

Vater.

Aber, womit hörst du denn?

Karolinchen.

Mit meinen Ohren.

Vater.

Koste einmal das, und nun sage mir, was es ist?

Karolinchen.

Das ist Zucker.

Vater.

Woher weißt du das? Es hat dir's ja niemand gesagt.

Karolinchen.

Ich schmecke es.

Vater.

Womit schmeckst du denn?

Karolinchen.

Mit meiner Zunge.

Vater.

Jetzt kömmt jemand die Treppe herauf: wer mag das wohl seyn?

Karolinchen.

Es wird wohl mein Bruder Karl seyn.

Vater.

Woher willst du nun wissen, daß dies dein Bruder Karl ist?

Karolinchen.

Ich denke es.

Vater.

Du sprichst, ich denke es, womit denkst du denn? Etwan auch mit deinen Augen?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Oder mit den Ohren?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Nun, womit denn?

Karolinchen.

Mit dem Kopfe.

Vater.

Aber Augen uud Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie dein ganzer übriger Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergleichen. Welches von diesen Stücken soll denn denken können?

Karolinchen.

Keins von den allen.

Vater.

Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaub' ichs gar nicht, daß du denkst.

Karolinchen.

Lieber Vater, ich weiß es nicht.

Vater.

Nun, so will ich dir es sagen: es ist die Seele.

Karolinchen.

Was ist das, die Seele?

Vater.

Das ist etwas Lebendiges in dir, das du zwar nicht siehst, das auch weder in deinem Kopfe, noch in deinem Leibe, noch sonst irgendwo sitzt oder liegt, das aber macht, daß dein ganzer Leib lebendig ist. Denn du magst thun was du willst, so thut es nicht dein Leib, sondern deine Seele. Der Leib für sich allein kann gar nichts thun; er ist nur das Werkzeug, welches die Seele braucht, wenn sie etwas thun will.

Karolinchen.

Ich bitte um Vergebung: was ist denn ein Werkzeug? Ich dächte, das Wort hätte ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Va-

Vater.

Werkzeug nenne ich die Sache, womit ich etwas thue: z. E. wenn ich schreibe, so brauche ich dazu die Feder: also ist die Feder mein Werkzeug, nämlich das Ding, womit ich schreibe. Wenn du Brod schneiden willst, brauchst du dazu etwas?

Karolinchen.

Ja, ein Messer.

Vater.

Also ist das Messer dein Werkzeug. Du schneidest, aber das Messer ist das Werkzeug, womit du schneidest: und so wirst du nun auch verstehen, was das heißt, wenn ich spreche: der Leib ist der Seele ihr Werkzeug: nämlich, wenn du etwas hörest, so hört eigentlich deine Seele, aber das Ohr ist ihr Werkzeug, womit sie hört. Wenn du etwas sehest, so sieht es deine Seele, aber das Auge ist das Werkzeug, womit sie sieht, u. s. w.

Wenn du aber sprichst: ich denke das, oder ich will das, oder ich weiß das, oder ich verstehe das — dabei hat dein Leib gar nichts zu thun, sondern die Seele kann das alles für sich allein.

Lerne also, daß zu einem Menschen nicht bloß die Stücke gehören, die du siehst, dieser Kopf und dieser Rumpf und diese Glieder, sondern auch eine Seele, welche macht, daß diese Theile leben.

Aus der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Das Scharadenspiel *)

Lotte.

Vater, ich habe wieder eine Scharade gemacht; willst du sie errathen?

Vater.

Wenn ich kann. — Aber hört Kinder, mir fällt etwas ein. Das bloße Scharadenmachen, und das bloße Errathen derselben werden wir bald müde werden.

Heinrich.

Ich hab's schon mit Löffeln gegessen!

Vater.

Wie also, wenn wir etwas mehr Mannigfaltigkeit hinein zu bringen suchten, damit es noch etwas unterhaltender würde?

Lotte.

Wie meinst du das, Vater?

Vater.

Ich meine — wenn wir es etwa so machten: jeder von uns legte, so wie die Reihe an ihn käme, eine von ihm erdachte Scharade seinem Nachbar vor; und der Nachbar suchte sie zu errathen. Könnte er das nicht, so müßte er uns zur Schadloshaltung für unsere getäuschte Erwartung irgend eine kleine Geschichte, aber wohlverstanden! ohne alles Stottern, erzählen. Für jeden Anstoß gäbe er uns ein Pfand.

Ferdinand.

O das wird hübsch gehn.

Vater.

Noch nicht alles! — Träfe hingegen der Nachbar die Auflösung, so erzählte der Verfasser der Scharade

*) Kinder, welche noch nicht wissen, was Scharaden sind, werden es erfahren, wenn sie weiter lesen.

ein solches Geschichtchen, und gäbe gleichfals ein Pfand, so oft er zu stottern sich erlaubte.

Lotte.

Gut! ich fange an.

Vater.

Nicht zu eilig, Töchterchen! Ich habe noch etwas hinzu zu fügen. Damit wir Andern nun unterdeß nicht so ganz müßig da sitzen mögen: so soll jeder von uns über das Wort, welches die Auflösung ausmacht, irgend etwas Merkwürdiges sagen, entweder aus der Geschichte, oder aus der Geographie, oder aus der Naturhistorie. —

Heinrich.

Das möchte wohl selten angehn; oder wir müßten recht eigentlich solche Wörter aussuchen, worüber sich so etwas sagen läßt.

Vater.

Was hindert uns das zu thun? Aber gesetzt, es ließe sich nichts von der Art anbringen: so soll wenigstens jeder von euch gehalten seyn, einige Fragen über einen solchen Gegenstand zu beantworten, die ich selbst in dem Fall vorlegen werde.

Ferdinand.

Und wer die nicht beantworten kann, der gibt auch ein Pfand; nicht wahr, Vater?

Vater.

Richtig!

Lotte.

Was wollen wir denn aber mit den Pfändern machen?

Vater.

Die wollen wir am Ende einlösen; und ich will immer sagen, was der thun soll, dem das Pfand gehört. — Nun, ists euch so recht?

Alle.

Alle.

Ja!

Vater.

So fange an, Lotte; dein Nachbar Ferdinand wird rathen.

Lotte.

Die erste Silbe ist die Benennung eines Buchstabens in unserm Deutschen Abeze, die zweite bedeutet eine Meerenge, und das Ganze zeigt etwas an, ohne welches man nicht recht vergnügt seyn kann. Was ist das, Ferdinand?

Ferdinand.

Ho! ho! das ist schwer. Aber wart ein bischen! — Es ist — nein, das war nichts! — J das verzweifelte Wort! Wo mags doch stecken? — (Nach einer Pause) Nein, das errathe ich nimmermehr. — Eine Meerenge? — Gibraltar — Calais — Sund — ho, ho! ich hab's, ich hab's — Gesund!

Vater.

Bravo, Ferdinand! das war gut gerathen. Also deine Geschichte, Lotte!

Lotte.

Es braucht doch wohl keine lange zu seyn?

Vater.

Ganz und gar nicht; wenn's nur eine gute ist.

Lotte.

O ich weiß eine recht hübsche von der kleinen hochmüthigen Angelika! Aber ich muß erst ein bischen darauf studiren, sonst möchte ich stottern —

Nun, es war einmal ein kleines Fräulein oder eine kleine Gräfin — ich weiß selbst nicht, die hieß Angelika.

Ferdinand.

So wird sie ja wohl von Angelika geheißen haben?

Lotte.

Nein, um Verzeihung! Angelika war ihr Vornahme. Das war eine kleine Person, die eine große Närrin war; warum? das will ich euch erzählen.

Das alberne kleine Ding bildete sich ein, daß sie besser wäre, als andere Menschen, weil sie besser als andere gekleidet ging, und weil ihr Vater ein reicher Mann und ein Baron oder ein Graf war.

Deswegen verachtete sie nun andere Leute gegen sich, besonders die armen Bedienten ih — ihres Vaters, denen sie oft recht grob begegnete.

Ferdinand.

Ein Pfand, Lotte! Hast gestottert.

Lotte.

Das ist doch verzweifelt! Ich habe mich so in Acht genommen! Da ist meine Nadelbüchse.

Vater.

Gut, nun weiter!

Lotte.

Eines Tages speiseten ihre Eltern auf einem Schlosse, welches nicht gar weit davon lag; und des Abends sollte ein Ball da seyn, und zu dem Ball war Angelika auch gebeten.

Sie legte also ihren allerbesten Putz an, und war frisiert — o man kann nicht schöner!

Ferdinand.

Wie alt war sie denn schon?

Lotte.

Ich glaube, sie war im zwölften Jahre.

Ferdinand.

Dann hätte sie auch noch wohl mit abgeschnittenen Haaren gehen können, wie wir!

Lot-

Lotte.

Ja, du hörst ja aber wohl, daß sie eine Närrin war, und die Närrinnen gehn ja lieber frisieret, als so!

Ferdinand.

Meinethalben!

Lotte.

Ehe sie in die Kutsche stieg, sagte sie dem Kutscher und den Bedienten erst noch einige Grobheiten, weil man sie zu lange hatte warten lassen; und nun gings fort hop! hop! über Stock und Block.

Anfangs ging alles gut; aber nun kam ein schlimmer Weg, der sehr kothig war und viele Löcher hatte. Da wollte der Kutscher langsamer fahren.

Aber Angelika rief ihm zu: „was das Zaudern sollte? Ob er wohl zufahren wollte?

Der Kutscher fuhr zu, und krack! da lag das eine Rad im Loche und war zerbrochen. Die eine Kutschenthür sprang zu gleicher Zeit auf, und die schöne geputzte Angelika stürzte hinaus, und fiel der Länge nach in tiefen Koth.

Vater.

Wohl bekomm's! Da konnte sie sich an das Sprichwort erinnern: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Lotte.

O das ist doch nicht alles. — Nun rief sie, was sie rufen konnte: helft, Jakob! helft, Johann! Aber Johann und Jakob, welche wohl merkten, daß sie keinen Schaden gelitten hatte, schienen sich nur um den Wagen zu bekümmern, und ließen sie ruhig liegen.

Nun fing sie an zu bitten und zu flehen: ach! lieber bester Jakob! Ach, mein Herzensjohann, helft mir doch; ich bitte euch gar zu sehr!

O, sagten hierauf beide, wenn Sie uns so kommen, wer könnte Ihnen dann was abschlagen? und gleich sprangen sie hinzu, und zogen sie heraus.

Aber wie sie nun aussah! Ihre schöne Frisur, ihr schönes Kleid, ihre schönen goldgestickten Schuhe — alles war ein Koth, und am Gesicht und an den Händen sah sie auch wie ein Mohr aus.

Nun bat sie: man möchte sie doch wieder nach Hause fahren, damit sie sich erst anders ankleiden könnte: aber der Kutscher zeigte ihr das zerbrochene Rad, und sie mußte sich bequemen, sich dem Bedienten auf den Rücken zu setzen, und sich, so wie sie war, nach dem Schlosse tragen zu lassen, wo der Ball gegeben werden sollte.

Als sie nun da ankam und die Leute, die ihren Hochmuth kannten, sie in dem abscheulichen Aufzuge erblickten: Himmel! wie sie da lachten! Man konnte es Allen recht ansehn, daß sie bei sich selbst dachten: gut, daß du für deinen Hochmuth einmal gezüchtiget worden bist!

Angelika seufzte und weinte, und nahm sich fest vor, künftig keine Närrin mehr zu seyn, und auf ihre schönen Kleider und auf ihres Vaters Geld sich nichts mehr einzubilden.

Ferdinand.

Ob sie's auch gehalten hat?

Lotte.

Ja weiter geht meine Geschichte nicht; ich glaube es aber wohl: denn nun hatte sie ja gesehen, was bei dem Hochmuthe herauskömmt.

Vater.

In zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste von Andern denken; wir wollen also hoffen, daß sie ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung gebracht habe. — Nun,

— Nun, Ferdinand, was weißt du uns über das Wort, welches du gerathen hast, zu sagen?

Ferdinand.

Von der einen Silbe desselben weiß ich: daß der Sund eine Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Provinz Schonen ist, wodurch die Nordsee mit der Ostsee zusammenhängt.

Heinrich.

Und ich weiß, wie viel der Sund dem Könige von Dännemark jährlich einbringt.

Lotte.

Wie kann denn eine Meerenge etwas einbringen?

Heinrich.

Du mußt wissen, Töchterchen, daß die Schiffe für die Erlaubniß, da durchzufahren, etwas bezahlen müssen. Das nennt man Zoll geben.

Lotte.

Kann denn der König von Dännemark ihnen wehren, da durchzufahren?

Heinrich.

O ja! Er hat da dichte an der Meerenge eine Stadt, Helsingör genannt, und bei der Stadt eine hübsche Festung Kronenburg, worauf viele Kanonen stehen; und da müssen die Schiffe alle vorbei, und mit den Kanonen könnte er sie alle in den Grund schiessen lassen.

Lotte.

O weh! — Na, wie viel bringt denn das dem Könige ein?

Heinrich.

Im Durchschnitt ungefähr viermal hundert tausend Thaler.

Lotte.

Daß dich! Ich wollte, daß wir hier auch so einen Hund hätten. — Nun muß Vater noch etwas sagen.

Vater.

Wollt ihr wissen, wie viele Schiffe im vorigen Jahre durch den Sund gegangen sind?

Ferdinand.

Nun;

Vater.

Elf tausend, ein hundert ein und sechzig.

Ferdinand.

Potz tausend! das ist ja viel! — Ist nun nicht die Reihe an mir, etwas aufzugeben?

Vater.

Ja; und ich errathe.

Ferdinand.

Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet eine häßliche Eigenschaft an Menschen, Thieren und leblosen Dingen; die zweite ist ein Name, der allen lebendigen Geschöpfen, die auf der Erde sind, zukommt, und das Ganze bedeutet ein ausländisches Thier.

Vater.

Die zweite Silbe habe ich schon; die muß Thier seyn: aber was nun für ein Thier? Maulthier? Nicht doch! Maul ist ja keine häßliche Eigenschaft. Rennthier? Auch nicht. Nun, was denn für eins? — Aber ich mag mir den Kopf zerbrechen, so lange ich will, ich finde keinen Thiernamen, dessen erste Silbe sich mit einer schlechten Eigenschaft anfinge. — Ferdinand, ich ergebe mich!

Alle.

Ah, ein Pfand! ein Pfand! Faulthier, Faulthier heißts!

Vater (sich vor die Stirne schlagend.)

Sieh! ich Dummkopf! — Da habt ihr meine Dose. — Also wäre denn die Reihe zu erzählen an mir?

Lotte.

Allerdings! aber recht was hübsches, Väterchen, was wir noch nicht wissen: hörst du?

Vater.

Ich will sehn, wie ichs mache. —

Ein muntres Eichhörnchen sprang vom Baum zu Baum, um Buchnüsse auf den Winter einzusammeln.

Ein Faulthier sah es springen und sagte: hilf Himmel! wie kann man so ein ruhiges Leben führen? Glaube mir, junger Windfang, man muß seine Kräfte schonen, wenn man so alt werden will als ich!

„Und wie alt, fragte das Eichhörnchen, sind denn Ew. Wohlweisheit schon?"

Ich zähle, antwortete jenes, meine vollen funfzehn Jahre schon.

„Das wäre! Und was haben Ew. Gemächlichkeit in diesen vollen funfzehn Jahren denn gethan?"

Ich bin, erwiederte das Faulthier, in meinem Leben wohl auf hundert Schritte weit in die Runde gekommen; ich kletterte in jedem Jahre wohl auf zehn Bäume und stieg nach und nach von allen wieder auf die Erde.

„Und ausserdem?"

Habe ich hübsch ausgeruhet, um neue Kräfte zu neuen Arbeiten zu gewinnen. Dafür bin ich nun auch so rüstig! Wenn du nur drei Tage hier bleiben wolltest, so solltest du sehen, daß ich in dieser kurzer Zeit von dem Zweige, worauf du mich jetzt sitzen siehst, bis zur Erde hinabsteigen kann.

Das Eichhörnchen, welches unterdeß wohl zehnmal von einem Baum auf den andern gesprungen war,

warf einen verächtlichen Blick auf den alten Faullenzer und sprach:

„Was du in funfzehn Jahren gethan hast, das thue ich alle Tage mehr als einmal in funfzehn Minuten. Ich lebe also täglich in einer Stunde mehr, als du in deinem ganzen faulen Leben gelebt hast. Denn lerne, du Träger! leben heißt nicht Athem holen, sondern wirksam seyn. Und damit hüpfte es wieder von dannen.

Nun, wer weiß denn etwas von dem Faulthiere?

Alle.

O ich! ich! ich!

Vater.

Nach der Reihe? Ferdinand fängt an.

Ferdinand.

Ich weiß, daß es so groß als ein Fuchs ist; einen kleinen Kopf, kleine Augen und ein ganz kleines Schwänzchen hat.

Lotte.

Und ich, daß es so faul ist, daß es einige Tage braucht, um auf einen Baum zu kriechen, und daß es lieber wieder herabfällt, als sich die Mühe zu nehmen, hinunterzukriechen.

Heinrich.

Und ich, daß es von Baumblättern lebt und zum Glück gar nicht zu saufen braucht, weil es sonst zehnmal eher vor Durst umkommen würde, als es eine Quelle erreichte.

Vater.

Und ich, daß sein Vaterland Amerika, besonders Brasilien ist, wo man es Ai nennt, weil es beständig so zu schreien pflegt. Es giebt aber auch dergleichen in Asien, z. B. in Kamtschatka.

Lotte.

Das ging gut; wenn wir immer so viel zu sagen wüßten! — Nun, Vater, ist die Reihe an dir.

Vater.

Es ist ein dreisilbiges Wort; die beiden ersten Silben bedeuten ein Element, die dritte einen ansehnlichen Theil der Oberfläche unserer Erde, das Ganze eine Insel. — Nun, Heinrich, was ist das?

Heinrich.

Gleich, gleich! Ich bin schon auf der Spur. Land — Wasserland — Luftland — Feuerland — ach! ich hab's! Feuerland!

Vater.

Richtig! O weh mir armen Koridon! Da muß ich ja schon wieder erzählen! Nun, ich will wieder gleich bei unserm Worte stehen bleiben und euch etwas von dem sogenannten Feuerlande sagen.

Es ist, wie ihr wißt, eine Insel, und liegt unter dem festen Lande von Südamerika. Es wird das Feuerland genannt, weil zu der Zeit, da man es entdeckte, feuerspeiende Berge darauf waren, welche jetzt wohl nicht mehr im Gange seyn müssen, weil in den neuesten Reisebeschreibungen ihrer nicht mehr erwähnt wird.

Das Klima ist eins der rauhesten und unfreundlichsten in der Welt. Erinnert ihr euch noch an die Geschichte von Banks und Solander, die ich euch einmal erzählt habe?

Ferdinand.

Ach, ja! die einmal vor Kälte beinahe umkamen, da sie hier mitten im Sommer ans Land gestiegen waren?

Vater.

Richtig! Daraus könnt ihr schließen, wie es da im Winter erst aussehen muß!

Die

Die Einwohner dieses Landes sind die armseligsten, erbärmlichsten Geschöpfe von der Welt. Sie haben noch nicht so viel Verstand, als dazu gehört, sich eine ordentliche Hütte zu bauen und ihren Leib durch eine vollständige Bedeckung vor der grimmigen Kälte zu schützen. Ein altes Seehundsfell um die Schulter geschlagen, ist ihre ganze Bekleidung, und ein wenig zusammengestelltes Gesträuch ihre ganze Wohnung. Und das unter einem solchen Himmel!

Dahingegen sind sie aber auch tausendmal härter und unempfindlicher, als wir andern Europäischen Weichlinge. Sie machen sich nichts draus, nackt und bloß im Schnee herumzulaufen, und wenn das Meer ihnen einen faulen Fisch oder Seehund zuwirft, so sind alle ihre Bedürfnisse befriediget.

Ein Reisender *) sagt von ihnen: „die Leute, die wir hier sahn, kamen in ihrer Gestalt und in ihrem ganzen Betragen den Thieren näher, als andere Wilden, die uns jemals vorgekommen waren. Sie waren nackt, und bloß mit einer Seekalbshaut über die Schulter bedeckt. Ihre Speisen, welche kein anderes Thier, als etwa ein Schwein, berühren würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem tranigten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank von sich gab. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den übrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunter schluckten."

Von andern Wilden aus eben dieser Weltgegend erzählt der nämliche Reisende folgende lächerliche Anekdote:

„Ich bewog einige derselben, wiewohl mit Mühe, bei uns an Bord zu kommen. Sobald sie dies gethan hatten, machte ich ihnen einige Geschenke, und

in

*) Byron.

in kurzer Zeit schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu seyn.“

„Um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, spielte einer unserer Matrosen auf der Geige, und einige andere fingen an zu tanzen. Darüber wurden sie so entzückt und so begierig, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel mit rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht sehr emsig damit zu beschmieren anfing.“

„Er wollte eben dieselbe Höflichkeit auch mir erweisen; und da er meine Weigerung, sie anzunehmen, für Blödigkeit hielt: so hatte ich die größte Mühe von der Welt, diese mir zugedachte Ehre abzulehnen.“ —

Nun, so viel mag für diesmal genug seyn, weil wir sonst nicht fertig werden würden. — Jetzt laßt uns hören, was ihr dabei anzumerken habt.

Ferdinand.

Ja, Vater hat schon alles Merkwürdige davon erzählt: was können wir nun noch davon wissen?

Vater.

Gut, so will ich euch fragen. — Heinrich, wer hat wohl das Feuerland entdeckt?

Heinrich.

In der That, das weiß ich nicht!

Vater.

Also ein Pfand; und dann sollst du sehen, daß du es doch gewußt hast.

Heinrich.

Nun, das wäre doch sonderbar, wenn ich etwas wüßte, ohne es zu wissen! Hier ist meine Uhr!

Vater.

Sage mir doch, wer hat die Magellanische Meerenge entdeckt?

Heinrich.

Magellan, der auch zuerst durch dieselbe hindurch, und über das Südmeer hin nach Ostindien fuhr.

Vater.

Von was für zwei Ländern wird denn die Magellanische Meerenge eingeschlossen?

Heinrich.

Gegen Norden von der untersten Spitze von Amerika, und gegen Süden — sieh, ich Schafskopf! — von dem Feuerlande.

Vater.

Konnte er also die Meerenge entdecken, konnte er durch sie hinsegeln, ohne das Land, welches sie einschließt, zugleich mit zu entdecken? Du siehst, daß ich wahr sagte. — Nun, Lotte, weißt du mir ein merkwürdiges Vorgebirge auf dem Feuerlande zu nennen, welches die äußerste Spitze desselben gegen Süden ist?

Lotte.

Nein, das habe ich ja mein Tage noch nicht gehört!

Vater.

Nun, so sollst du es jetzt hören; aber auch ein Pfand geben. — Es heißt: das Kap Horn. Ihr müßt euch diesen Namen merken, denn er kömmt oft in Reisebeschreibungen vor, weil man es jetzt für sicherer hält, um dieses Vorgebirge hinum, als durch die gefährliche Meerenge zu schiffen.

Lotte.

Ja, Vater, aber dafür kann ich doch kein Pfand geben, weil ich das noch niemals gehört hatte!

Vater.

Noch niemals? Gib mir doch einmal deinen Pizarro her. Was steht denn hier auf der 53sten Seite?

Lotte.

Ja wirklich, da hast du es uns schon gesagt! Wie man so was doch ganz wieder vergessen kann! — Nun hier ist mein Pfand.

Vater.

Jetzt, lieber Ferdinand, möchte ich gerne von dir erfahren, in welchem Jahrhunderte Magelan die Meerenge und das daranstoßende Feuerland entdeckte? Gehört hast du es schon; denn ich habe auch dieses Umstandes erwähnt, da ich die Entdeckung von Amerika erzählte.

Ferdinand.

Wann Kolumbus Amerika entdeckte, das weiß ich noch wohl; das war im Jahr 1492; aber dies habe ich wirklich vergessen.

Vater.

Also ein Pfand! und Heinrich mag dir aushelfen.

Heinrich.

Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Vater.

Und zwar zu eben der Zeit, da Kortes die Eroberung des Mexikanischen Reiches angefangen hatte. — Nun, Heinrich, laß doch deine Scharade hören.

Heinrich.

Hier ist sie! Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet ein Laster, die zweite einen Theil unsers Körpers, und das Ganze bedeutet einen Menschen, der dem Laster ergeben ist, welches in der ersten Silbe genannt wird. Nun, Lotte?

Lotte.

O das will ich wohl krigen? Warte nur ein klein bischen. — Ich hab's! Geizhals.

Heinrich.

Getroffen!

Lotte.

Also erzähle!

Heinrich.

Ja, wer nun sogleich etwas wüßte! — Ists auch erlaubt, eine kleine Geschichte in Versen zu erzählen, die ich nicht selbst gemacht habe?

Vater.

Warum das nicht? Nur gut hergesagt?

Heinrich.

Ein Mandarin *) ward wegen Räubereien,
Die Fürsten **) nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdammt. Ki-e-fu-en, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron,
Und bat um seines Vaters Leben.
„Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es; übergieb mich selbst dem Schwert,
Und laß ihn los.“ Mit scheinbar strenger Miene
Erwiedert der Monarch: dein Wunsch sey dir gewährt:
Man führ' ihn auf die Todesbühne!
Der Jüngling ruft entzückt: ich küsse deine Hand,
O Kaiser! und springt auf. — Nein, halt! dein Vaterland
Verlör in dir zu viel; so ruft, und drückt voll Freude
Der Fürst ihn an die Brust. Den Vater schenk' ich dir;
Für deine Kindertreue; nimm von mir
Ein ehrenvolles Halsgeschmeide.
Der Sohn ergreift voll Demuth den Talar
Des Kaisers: Herr! erlaß mir diese goldne Bürde,
Die täglich mich daran erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war.

Lot-

*) Ein Edelmann in China.

**) Versteht sich, schlechte Fürsten.

Lotte.

O das ist eine nette Geschichte!

Vater.

Das ist sie auch; morgen wollen wir hören, wer von euch beiden sie auswendig weiß, du oder Ferdinand?

Ferdinand.

O wir wollen sie wohl beide können!

Vater.

Desto besser! — Nun! was wißt ihr mir denn von einem Geizhalse Merkwürdiges zu erzählen?

Alle.

Nichts!

Vater.

Also muß ich euch etwas abfragen. Sage mir, Lotte, ist es wohl einerlei: geizig und erwerbsam zu seyn?

Lotte.

O bei Leibe nicht!

Vater.

Haben aber wohl nicht beide etwas mit einander gemein?

Lotte.

Ja, das wohl.

Vater.

Und was denn?

Lotte.

Beide bemühen sich, etwas zu erwerben.

Vater.

Richtig! Aber worinn sind denn beide wohl verschieden?

Lotte.

Ich weiß es wohl, aber ich kanns nur nicht so sagen.

Vater.

Ich kenne zwei Männer. Beide arbeiten aus allen ihren Kräften, um mehr zu erwerben, als sie täglich nöthig haben. Der Eine verschließt seinen Ueberfluß in einen Kasten, und gibt seinen armen Anverwandten und seinem nothleidenden Nachbar keinen Pfennig davon ab, wendet auch nichts davon an seine Kinder, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Der Andere hingegen braucht das, was er jährlich übrig hat, theils zur Verbesserung seines Landes und seines Gartens, theils zur Erziehung seiner Kinder, theils zur Unterstützung für solche Arme, die ihm die nächsten sind; und was ihm denn noch übrig bleibt, das legt er auf Zinsen, um einen Nothpfennig für sich zu haben und um seiner Frau und seinen Kindern eine Versorgung nach seinem Tode zu hinterlassen. Welcher von beiden ist der Geizige?

Lotte.

Der erste.

Vater.

Kannst du nun vielleicht sagen, worin der Unterschied zwischen beiden bestehen mag?

Lotte.

Ja, der Geizige braucht nicht, was er erwirbt, der Erwerbsame aber wendet es an.

Vater.

Und zu wessen Besten wendet er es an?

Lotte.

Zu seinem eigenen und zu anderer Leute Besten.

Vater.

Also der Geizige ist?

Lotte.

Der immer nur zu erwerben sucht, ohne das Erworbene zu brauchen.

Vater.

Und der Erwerbsame?

Lotte.

Der auch zu erwerben sucht, aber das Erworbene zu seinem eigenen und anderer Leute Besten zu brauchen weiß.

Vater.

Nun, Ferdinand, gib du einmal Acht! Was urtheilst du über einen gewissen Mann, den ich dir jetzt beschreiben will. Dieser Mann hat alle Jahr 1500 Rthlr. einzunehmen. Er braucht davon für sich und sein Haus nothwendig 1000 Rthlr. und behält also 500 Rthlr. jährlich übrig.

Zu diesem Mann kam neulich ein Freund mit blaßem Gesichte und sagte: helft mir, lieber Freund, oder ich bin mit Weib und Kind ohne Rettung verloren. Wie so? fragte der Mann. Ach! antwortete der Freund, ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, aus der königlichen Kasse, die ich führe, neulich 300 Rthlr. zu nehmen, weil ich glaubte, daß mir in einigen Tagen so viel Geld einlaufen würde, daß ich sie wieder hineinlegen könnte. Nun ist mir aber wider alle meine Erwartung das gehoffte Geld ausgeblieben, und morgen schon soll ich die königliche Kasse abliefern. Wenn nun die 300 Rthlr. darinn fehlen, so wird man mir meine Stelle nehmen, wird mich noch dazu ins Gefängniß setzen, und mein armes Weib und meine armen Kinder werden in das tiefste Elend gerathen. O erbarmt euch meiner, und leihet mir die 300 Rthlr. auf ein halbes Jahr! Nach Verlauf dieser Zeit werde ich sie euch ehrlich erstatten, und ich werde euch Zeit Lebens verpflichtet bleiben! —

Ferdinand.

Nun, da gab er sie ihm doch?

Vater.

Nein! Er leugnete zwar nicht, daß er 500 Rthlr. baar Geld im Hause habe; aber, sagte er, davon könnte er ihm keinen Heller geben!

Ferdinand.

Fi, über den garstigen Geizhals!

Vater.

Und du, Heinrich, stimmst du in dieses Fi! mit ein?

Heinrich.

Von ganzem Herzen!

Vater.

Dafür sollt ihr mir beide mit einem Pfande büßen!

Heinrich.

Wofür?

Vater.

Daß ihr einen ehrlichen Mann auf den bloßen Schein verdammt, ohne euch erst die Mühe genommen zu haben, nachzuforschen, ob sein Betragen wirklich so schlecht auch sey, als es beim ersten Anblicke das Ansehen hat.

Ferdinand.

Aber was könnte ihn denn entschuldigen?

Vater.

Dieses: noch vor kurzer Zeit hatte dieser Mann nicht so viel einzunehmen, als er für sich und seine Familie nothwendig brauchte. Er sah sich also genöthiget Schulden zu machen, die er zu bezahlen versprach, sobald er in bessere Umstände versetzt werden würde. In diesen Umständen befand er sich jetzt; hatte die 500 Rthlr. erspart, um sie seinen Gläubigern zu schicken, und nun wolltet ihr von ihm verlangen, daß er, aus misverstandener Wohlthätigkeit, den größten Theil dieser Summe, die nicht sein war, einem Manne geben

sollte,

sollte, der sich selbst durch ein pflichtwidriges Betragen in Verlegenheit gebracht hatte? Nein, Kinder, Gerechtigkeit geht vor Wohlthätigkeit; und wer Werke der Barmherzigkeit mit fremdem Gelde ausübt, der ist nicht viel besser, als der Räuber, der dem Einen giebt, was er dem Andern genommen hat.

Heinrich.

Ja, Vater, der letzte Umstand gibt der Sache auch eine ganz andere Gestalt! Hätten wir den voraus gewußt, so würden wir auch anders geurtheilt haben.

Vater.

Das vermuthe ich selbst; aber darin besteht eben euer Unrecht, daß ihr so rasch verdammtet, ohne euch erst zu erkundigen, ob sich nicht irgend ein Umstand fände, der dem Verurtheilten zur Entschuldigung gereichen könnte. Dafür sollt ihr mir ein Pfand geben. Und nun laßt sehen, wie viel wir deren haben? — Sieben! Nun, Lotte nimmt sie in die Schürze, und ich, wenn ihr wollt, will sagen, was jeder thun soll.

Ferdinand.

O ja!

Lotte.

Vater, was soll der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns irgend einen großen Mann nennen, und zugleich irgend eine Anekdote von dem großen Manne erzählen.

Lotte.

Es gehört dir, Heinrich!

Heinrich.

Heinrich der Vierte, der beste König von Frankreich.

Lot-

Lotte.

Und die Anekdote von ihm?

Heinrich.

Das kann ich euch abermals in Versen erzählen, so wie ich sie gestern in Ramlers Fabellese gefunden habe. Hier ist sie:

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren,
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
Im Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren;
Der Abgesandte von Madrit
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn gallopiren.
Herr! Sind Sie Vater? ruft der Held mit heiterm Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sir'! antwortet ihm der Don. — Gut! gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

Lotte.

Was soll der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns die merkwürdigste neue Erfindung sagen.

Ferdinand.

Ah! es ist meins. — Die Luftmaschine, die Montgolfier erfunden hat.

Heinrich.

Weißt du aber auch noch, wie die beiden ersten Luftschiffer heißen?

Ferdinand.

O ja! Arlandes und Rosier.

Lotte.

Vater, was soll der thun, dem dies gehört?

Vater.

Der soll uns seinen liebsten Denkspruch sagen.

Lotte.

Ah, es ist mein eigenes! — Nun, was sage ich denn? Ach ja!

Ich will bei jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel gibt, mich freun.
Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Vater.

Das thue, liebe Lotte! so wird's dir nie an Vergnügen fehlen. — Nun weiter!

Lotte.

Was soll der thun, dem dies gehört?

Vater.

Er soll uns sagen, was das Schönste und was das Häßlichste auf Erden ist?

Lotte.

Nun, so sage du es selbst, Vater; sieh, es ist deins!

Vater.

Nichts Schöners ist auf Erden, als ein junger Mensch, Jüngling oder Mädchen, welcher gut und verständig ist, und Häßlichers kenne ich nichts hienieden, als einen Greis, der thöricht denkt und lasterhaft handelt.

Lotte.

Was soll der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns einen Mann nennen, den er sich zum Muster aufgestellt hat? — Wessen ists? Ah, Ferdinands! Nun, so laß doch hören?

Ferdinand.

Robinson, der Jüngere.

Vater.

Ei, ei, Söhnchen! willst du uns etwa auch davon laufen, und auf einer wüsten Insel wohnen?

Ferdinand.

Nein, so meine ich es nicht! Ich will ihn nur nachahmen in dem, was er nachher that, da er sich schon gebessert hatte.

Vater.

Nun, das dachte ich wohl; und so hast du dir kein unrechtes Muster gewählt. Aber weiter! — Derjenige, dem das nächste Pfand gehört, soll uns einen Mann aus der Geschichte nennen, der wegen seiner Gerechtigkeit vorzüglich ehrwürdig ist.

Lotte.

Das werden der Herr Heinrich zu sagen belieben.

Heinrich.

Aristides.

Vater.

Sage uns doch etwas mehr von ihm; die Kleinern dürften vielleicht noch nichts von ihm gehört haben.

Heinrich.

Aristides lebte lange vor Christi Geburt in der Griechischen Stadt Athen. Er bezeigte sich in allen seinen Handlungen so rechtschaffen gegen jedermann, daß er den ehrenvollen Zunamen des Gerechten erhielt. Aber eben das verdroß die schlechtern Menschen unter seinen Mitbürgern; sie suchten ihn zu stürzen, und brachten es endlich dahin, daß er durch die Mehrheit der Stimmen verwiesen werden sollte. Einer, der den Aristides von Person gar nicht kannte, und doch seine Stimme zur Verbannung desselben geben wollte, begegnete ihm zufälliger Weise, und ersuchte ihn, als einen Unbekannten, daß er ihm doch den Namen Aristides aufschreiben möchte. Was hat dir, fragte der

gerechte Mann, der Aristides denn zu Leide gethan? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, daß ich ihn überall den Gerechten nennen höre. Aristides schwieg, schrieb ihm seinen Namen auf, und ging in die Verweisung.

Vater.

Nicht wahr, Ferdinand, das war auch ein Mann, den man sich wohl zum Muster aufstellen möchte? — Weiter!

Lotte.

Nun, was soll denn der thun, dem dies letzte Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns noch zu guter letzt etwas Lustiges zum Besten geben, es sey nun was es wolle?

Lotte.

Ach, das trift mich selbst! — Himmel! wie mache ich denn das, um etwas Lustiges hervorzubringen? — Aber halt! da fällt mir etwas ein. Vater, darfs auch wohl eine Fabel aus deinem A B C Buche seyn?

Vater.

Wenn du sie auswendig weißt, und gut hersagen willst, warum nicht?

Lotte.

Es ist die Fabel vom Mops:

Es war einmal ein dummer fetter Mops;
Der ging — wie Möpse gehn — auf allen Vieren
Bei hellem Mondschein einst spatzieren.
Da kam ein Graben in die Queer, und hops! —
Sprang euch der dumme fette Mops —.
Hinüber, meint ihr? — Nein!
Er sprang zu kurz, und fiel hinein,
Von wegen seiner schweren Masse.

Und

Und als er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da zu schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wohl? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan!
Er schalt ihn aber Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel, und so weiter.

Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! — sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als gings ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem — wie männiglich bekannt —
Doch immer Mond, nie Ochs genannt!

Vater.

Bravo! — (die Mütze abnehmend.) Nun, vielen Dank für geleistete Gesellschaft!

Ferdinand und Lotte.

Gleichfalls; gleichfalls! und schönen Dank für güte Bewirthung!

C.

Eine Geschichte vom Weihnachtsabend.

Es war in heilger Weihnachtszeit,
Und bis zum hellen Tage,
Hatt' es gefroren und geschneit,
So recht für meine Lage;
Fest Weg und Steg, und hell und klar
Die liebe Sonn' am Himmel war.

Ich

Ich ritt zu meinen Eltern hin,
War guter sieben Meilen;
Ein langer Wald, und Wölfe drin —
Fürwahr da galt's zu eilen!
Das ging im Trab, Galop und Paß;
Mein Pferd war üb'r und über naß.

Die Sonne schon gar niedrig stand,
Im Busch, ich mitten drinnen,
Und reite rechts, statt linker Hand —
Mir klang's in allen Sinnen:
„Was wird das eine Freude seyn,
Spreng ich mit eins den Hof hinein!"

Der Seitenweg verlor sich bald
In Dickicht und Gesträuchen;
Es wurde grimmig schneidend kalt,
Mein Pferd fing an zu keichen. —
„Ach, lieber Gott! erbarm dich mein!
Ich weiß hier weder aus noch ein!"

Bin just nicht furchtsam, aber doch —
Mich überfiel ein Grauen.
Die Nacht brach ein, es war kaum noch
Der Weg vor mir zu schauen.
Mich fror, mein Pferd war abgejagt,
Von Wölfen war mir auch gesagt.

Es jagten Schreckensbilder sich
Wild in mir hin und wieder.
Ich stieg vom Pferd' und legte mich
Am Boden horchend nieder:
Ob Hundsgebell, ob Hahnenschrei
Nicht irgend zu vernehmen sey?

All' all' umsonst! Nur dann und wann
Ein Knistern in den Zweigen.
Ich band den müden Schimmel an,
Wollt' auf den Gipfel steigen;
Doch kaum ergriff ich einen Ast,
So brach er unter meiner Last.

Nun krabbelt' ich herum im Schnee;
Mein Zustand war entsetzlich.
Doch steigt die Noth zur höchsten Höh,
Kömmt Gott mit Hülfe plötzlich.
Horch auf! horch, hu! Ein dumpfer Schall,
Und — hör' ich recht? Ein Peitschenknall!

Was Freude, was ein Lebensschall,
Der Knall in meinen Ohren!
Ich raff mich auf von meinem Fall,
Bin stark, bin neu geboren;
Ich rufe mit dem stärksten Schrei:
He! guter Landsmann! Hier! Herbei!

„Wer Du?" Gut Freund! getrost heran,
Bin ein verirrter Reuter;
Weiß hier im Busch nicht Steg noch Bahn,
Und möchte gern noch weiter,
Nach B — wo ich zu Hause bin,
Sag mir, wie weit ists noch dahin?

„Drei Meilen gut, und ist schon spat!
Will wohl zum Christnachtschmause?
Sieht er! vorhin zerbrach mir's Rad,
Komm' drum so spat nach Hause.
Er armer Narr! ihn friert wohl sehr?
Nun? reit' er immer hinterher!"

Hab'

Hab' trefliche Musik gehört;
Mir war da wohl zu Muthe;
'S ist Gottes Gab' und lobenswerth,
Und hilft bei dickem Blute;
Doch wie mir war, als er so sprach:
Das geigt und singt mir keiner nach.

Wir kamen glücklich durch den Wald,
Das Dorf lag gleich dahinter.
Des wackern Fuhrmanns Peitsche knallt,
Am Thorweg Weib und Kinder
Stehn, rufen: Vater! Vater! komm!
Bringst Christkind mit? sind alle fromm.

„Ist da'n Herr! Nimm, Hans sein Pferd" —
(Nimmt's Pferd ein wackrer Bube)
Wolan! laßt sehn, was Gott bescheert?
Rein in die warme Stube!
Trag, Mutter auf! Mach's Tischtuch glatt!
Und, Herr! nun eß er auch sich satt! —

Ein Liebesmahl! kein König kann
Solch einen Schmaus mir geben.
Bald ging das Diskuriren an
Von Stadt- und Landmans- leben.
Mir schmeckten Wurst und Sauerkraut,
Als säß ich neben einer Braut.

Gebt Acht, nun bin ich bald am End. —
Die Mutter schleicht bei Seite.
Im Hui! ein großer Wachsbaum, brennt!
Freut euch, ihr Christenleute!
Die Kinder tummeln sich drum 'rum —
Hätt' ichs gemalt, viel gäb' ich drum.

Drauf Weib und Kind zu Bette gehn;
Er will ein Pfeifchen schmauchen.
„Ich möchte doch den Weg versehn;
Werd einen Führer brauchen.
Reit't mit nach B — mein lieber Mann!
Ihr sollt da gut zu leben hahn.“

's ist morgen Kirchtag. Nein! mein Knecht
Wird ihm's Geleite geben. —
„Was bin ich schuldig?“ Herr, ihr sprecht
Curjos, bei meinem Leben!
Wiegt ihr Gefälligkeit auf's Loth?
Was schuldig? Ein: Bezahls euch Gott! —

„Da, meine Hand, du Ehrenmann!
Und Druck, aus Herzensgrunde.
Dir lohne der, der lohnen kann,
Mit mancher Freudenstunde.
Mein Dank auf immer dein! Wolan!
So schlaf denn wohl, du guter Mann.“

Für mich kein Schlaf. Gewacht, geträumt,
Und, 'naus in Stall zum Schimmel.
Der Knecht sich seine Stute zäumt;
Wir fort bei grauem Himmel
In scharfen Trott. Die Heide lag
Schon hinter uns, da kam der Tag.

Kein Morgenstück! — Bist tausendmal,
Aurora, schon besungen.
Schau hin! Prospekt hinab ins Thal
Durch grüne Dämmerungen.
Hier schon der Teich — fort, Schimmel! fort! —
Das Wohnhaus! Mutters Fenster dort!

Hinab

Hinab vom Pferd, den Hof hinein,
Geduckt wie Diebsgesellen.
Die Magd sieht aus, fängt an zu schrein,
Und Tiras an zu bellen;
Und Mutter 'raus, mir an den Hals,
Der alte Vater ebenfalls.

Bürde.

Holien.

In China, (hier zu Lande nicht)
Lag bei der Lampe düsterm Licht
Ein Jüngling (zu der Menschheit Ehre
Schrieb einer auf, daß Holien
Sein Name war), auf einer Matte;
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie er, was in den Griff ihm fiel,
Raps! in den weiten Schnapsack steckte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl,
Blinzt mit den Augen nur. Nun streckte
Der Räuber die versuchte Hand
Nach einem Topf von Siegel-erde,
Der leer in einem Winkel stand.
Laß, rief mit flehender Geberde
Jetzt Holien, laß, lieber Mann,
Mir diesen Topf, damit ich morgen
Für meine Mutter kochen kann.

Der Räuber bebt. „Du darfst nicht sorgen,
Solch einen Sohn bestehl ich nicht!"
Lallt er; legt all' die Beute nieder,

Und

Und wischt sich Thränen vom Gesicht.
Seit diesem Tag stahl er nicht wieder.

Pfeffel.

Der Seidenwurm.

Wo bist du, kleiner Wurm, verschwunden?
Du Liebling meiner Nebenzeit!
Ich sah dich noch vor wenig Stunden;
Jetzt seh ich nur dein seidnes Kleid.

In deinem eignen Fleiß begraben
Bist du, und schlummerst stolze Rast;
Ich kann kein schöner Beispiel haben,
Als du mir da gegeben hast.

Willkommen, nützliche Geschäfte!
Umgebt mich, hüllet ganz mich ein!
Ich habe ja die jungen Kräfte;
Ich will ein Sohn der Arbeit seyn.

Und wenn ich viel genützet habe,
Und werde nun nicht mehr gesehn,
Und lieg' in einem stillen Grabe,
So ist dann noch mein Beispiel schön.

Overbeck.

Warum man sparsam seyn muß?

Sophie.

Du willst ausgehn, liebe Mutter, o wohin?

Mutter.

Ich habe mancherlei nöthig, liebe Sophie, das will ich einkaufen.

So.

Sophie.

Warum thust du das selbst, Mutter? Kannst du nicht die Köchin oder Lehnen hinschicken?

Mutter.

Das könnt ich wohl, liebes Mädchen, aber dann müßt ich es mir auch gefallen lassen, vielleicht mehr Geld für die Waaren zu geben, als sie werth sind, weil weder die Köchin noch Lehne gehörige Kenntniß davon haben.

Sophie.

Das ist wohl wahr, liebe Mutter; vorgestern kaufte die Köchin sich Leinewand zu Hemden, wofür sie 4 gr. gab, die viel, viel gröber ist, als die Rußische Leinewand, die du neulich für 2 gr. 6 pf. kauftest. Aber du könntest ja die Kaufleute hier herkommen lassen, das wäre ja weit bequemer.

Mutter.

Das würde mir freilich den Weg ersparen; aber auch zugleich den Vortheil rauben, den ich habe, wenn ich in ihre Läden selbst gehe.

Sophie.

Was ist das für ein Vortheil, Mutter?

Mutter.

Der, liebes Kind, daß ich unter einer großen Menge Waaren wählen kann, was mir gefällt, hingegen ist meine Wahl bei einem kleinen Paket, das der Kaufmann mir ins Haus bringt, viel beschränkter.

Sophie.

Weißt du, was ich wünsche, liebe Mutter?

Mutter.

Was denn, mein Kind?

Sophie.

Daß du mich mitnehmest, damit ich auch einkaufen lerne.

Mutter.

Unsre Wünsche begegnen sich. Ich hatte es schon beschlossen, daß du nicht allein heute, sondern auch künftig immer mich begleiten solltest, um den Preis und die Güte der Waaren kennen zu lernen, welches für eine Hausfrau von ausserordentlichem Nutzen ist. Durch diese genaue Kenntniß der Waaren, können wir unsern Männern viel Geld ersparen, das uns doppelt angenehm seyn muß, weil wir an dem eigentlichen Erwerb nach der einmal eingeführten Ordnung selten Antheil haben können. Nimm nun geschwind deinen Mantel um, wir wollen gleich gehn.

Sophie.

Ich bin gleich wieder hier, liebe Mutter.

(Läuft freudig weg.)

Sophie (in einem Laden.)

O liebe Mutter, sieh einmal den schönen Rosenband; soll ich mir wohl eine Garnitur davon kaufen?

Mutter.

Wenn sie dir nöthig ist, und du von deinem Monatsgelde noch so viel übrig hast, so bin ich es wohl zufrieden.

Sophie.

Ach! und die neuen Schnallen! darf ich die nicht auch kaufen, liebe Mutter?

Mutter.

Was ich beim Bande gesagt habe, gilt auch von den Schnallen.

Sophie.

O bitte bitte, liebe Mutter, sieh einmal den schönen rothen Tuch mit dem gemalten Rande! Sind die Blumen nicht so natürlich, daß man sie abpflücken möchte? Und würde er nicht herrlich zu dem Bande passen, den ich eben gekauft habe?

Mutter.

Das würde er. Aber, liebe Sophie, ich glaube, daß du ihn entbehren kannst; dein weißes Tuch, das sich zu allen Farben schickt, und das noch neu ist, wirst du recht gut zu dem rothen Bande tragen können. Und überdem fürcht ich, würde die Ausgabe dafür, deine Börse, in die nur erst in 5 Tagen wieder etwas kömmt, ganz ausleeren.

Sophie.

Der Tuch ist doch gar zu schön; o ich möchte ihn so gern haben! und, liebe Mutter, in 5 Tagen kann ja eben nichts vorfallen, wozu ich Geld gebrauchte, nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Doch, Sophie, doch! oft in noch viel kürzerer Zeit. Aber es sey darum; kauf ihn, weil du ihn für so unentbehrlich hältst. Vergiß aber nicht, was ich dir so eben gesagt habe.

(Sophie bringt die gekauften Sachen im Triumph zu Hause, und zeigt sie, noch ganz vor Freude ausser sich, ihrer Freundin Lotte, die sie eben zum Besuch bei sich vorfindet.)

Lotte.

Hast du etwa gleich den Nesseltuch zu der Schürze mit gekauft, die du deiner Mutter zum Geburtstage brodiren willst? O liebe Sophie, wenn du's noch nicht hast, so nimm doch ja von diesem hier, den ich für meine Mutter brodire, damit unsere liebe Mütter einerlei Schürzen haben; das würde sie einmal freuen!

Sophie.

Ach, liebe beste Lotte, den Nesseltuch habe ich in dem Augenblick, da mir der Tuch, die Schnallen, und das Band so gut gefielen, ganz vergessen. Was soll ich nun anfangen? Ach! nun kann ich meiner Mutter nichts zu ihrem Geburtstage schenken, der schon den

2ten des künftigen Monats ist! Ich habe alle mein Geld ausgegeben, und leihen darf ich nichts; das haben Vater und Mutter mir untersagt. O! ich unbesonnene Thörin! (Indem sie die letzten Worte ausspricht, kömmt die Köchin ganz außer Athem herein gelaufen.)

Die Köchin.

O liebe liebe Mamsell, erbarmen sie sich doch einer armen Frau; die unten in der Küche ist, und die ihren sieben Kindern schon seit gestern Mittag nichts mehr hat zu essen geben können! Wir Bediente haben zwar schon einige Groschen zusammengelegt, aber das ist doch nicht viel, denn sie hat bei dieser erschrecklichen Kälte auch kein Holz, und dazu, o ich bitte sie, dazu geben sie doch etwas von ihrem Taschengelde her; sie können gewiß das Geld nie nützlicher anwenden; Madam ist ausgegangen, sonst würd ich's der sagen, und die gebe mir gewiß zu einem ganzen Viertel Holz, damit acht Menschen nicht todt frieren dürften.

Sophie wird blutroth, sieht Lotten an, und fängt bitterlich an zu weinen.

Lotte, sehr gerührt, zieht ihre Börse heraus und gibt der Köchin das verlangte Geld. Die hat es kaum der armen Frau überbracht, als diese mit Freudenthränen ins Zimmer stürzt, für Sophien niederfällt, und ihre Hand küssen will, aber nicht sprechen kann.

Dies bringt Sophien vollends außer sich. —

„Ich bin es nicht, liebe Frau, der sie Dank schuldig ist. Dies ist ihre Wohlthäterin — auf Lotten zeigend — meine Thorheiten haben mich verhindert, dasselbe Glück zu genießen. Aber da — indem sie eilend ihren noch ausgebreiteten Einkauf zusammen rafft — da, nehme sie dies, verkaufe sie's, so gut sie kann, und kaufe sie ihren armen Kindern Brod dafür. —

In-

Indem sie der armen Frau, die sich weigert, die Sachen anzunehmen, sie mit Gewalt aufdringt — kömmt ihre Mutter zu Haus. Wie Sophie sie ansichtig wird, fliegt sie auf sie zu, und verbirgt mit vielen Schluchzen ihr Angesicht in ihrem Busen. Lotte muß der erstaunenden Mutter alles erklären.

Mutter.

Nun, Sophie, hatte ich nicht recht, wenn ich dir rieth, nichts überflüßiges zu kaufen, und dein Geld hübsch zusammen zu halten?

Sophie.

O ja, liebe beste Mutter, du hattest nur zu sehr Recht! Vergib, o! vergib mir nur diesmal meine Unbesonnenheit! Niemals sollst du mich wieder so leichtsinnig finden.

Mutter.

Gott gebe, daß du Wort hältst!

Minna.

Der Frühling war gekommen. Schön,
Wie dünner Rosenflor umfloß,
In frischem Morgenroth gefärbt,
Ein Nebel sanft das Birkenthal;
Da saß am blühenden Gebüsch
Die fromme Minna, sah die Zweig'
Im schönen Morgennebel sich
So lieblich neigen; und von fern
Stieg aus bethauter Rockensaat
Die Lerche jubilirend auf;
Und leise, leise lispelte
Das Wasser durch die Wiesen hin,
Zu tränken den erstorbnen Klee,

Das süße Lied der Nachtigall
Floß ihr im sanften, kühlen Wehn
Nur selten, aber himmlisch süß
Vom weißen Schlehenbusch herab.
Die Wiesenblumen nickten ihr
Den stillsten guten Morgen zu.

Die Wonne drang mit süßer Macht
In Minna's Engelseel' und goß
Sich itzt in frommen Seufzern aus.
Sie faltete mit: „Gott! o Gott!"
Die kleinen, weißen Händ', und ach!
Ihr Blick, voll schöner Andacht, stieg
Zum rothbestreiften Himmel auf.

„Ja! es ist wahr," rief sie, „was oft
Mein guter Vater mir gesagt;
Es ist ein Gott, der alles hier
Um mich herum so reizend schuf."

Und hell und immer heller blüht'
In ihrem rosigen Gesicht
Die stille Seelenandacht auf.
Und schön und immer schöner schwamm
Die fromme Thrän' um ihren Blick,
Wie Thau auf Morgenveilchen bebt.

„Wenn Gott schon diese Welt," so fuhr
Der kleine sanfte Engel fort,
„So wunderherrlich ausgeschmückt;
Wie unbeschreiblich schön muß es
Bei diesem Gott im Himmel seyn.
O, gib du guter Gott, daß ich
Zu einem Engel reif'; und einst
Aus dieser schönen Frühlingswelt
In jene schönre komme, wo

Mein

Mein Mütterchen schon lange wohnt!
Die, ach! in diesem Augenblick
Vielleicht an ihre Minna denkt.“ —

Jtzt trat ihr Vater, welcher sie
Still hinter einem Schlehenbusch
Belauscht, hervor und hielt in ihr
Sein ganzes Vaterglück im Arm.
Umschlungen hielt er sie so dicht,
Wie sich die Reb' um's Gatter schlingt.
Und eine Thräne zitterte
Von seiner grauen Wimper still
Auf Minna's rothe Wang herab.
Und sie verbarg ihr schön Gesicht
Erröthend in sein Silberhaar.

„Kind,“ sprach er, „frömmer hast du nie
Zu Gott gebetet; und dein Gott
Erhöret dein Gebet gewiß.
Wann du als Engel wirst dereinst
Um deine Mutter schweben, dann,
Dann segne diesen Tag noch, Kind!“

Tiedge.

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich;
Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.
Des Pachters wilder Bube,
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bei der Heerde
Nun aufgenommen ward,
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart.
Es schien sich vor dem Scheeren,
Wie andre, nicht zu scheun:
Denn frühe Leiden lehren
Einmal geduldig seyn.

* * *

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
Vergilt mit sanfter Liebe
Wenn man dir Unrecht thut!

Tiedge.

Morgenlied eines Bauermanns.

Marsch auf, lieb Weibchen, Kind und Hund!
Es kräht schon unser Hahn;
Die Morgenstund trägt Gold im Mund;
Drum flugs euch angethan!

Laut meckert schon der Zottelbart,
So oft der Haushahn kräht,
Und Hämmlein, Lämmlein, kraus und zart,
Schon auf die Weide geht.

Das

Das Lerchlein singt schon auf der Heid'
Im güldnen Morgenschein;
Und ihr — wie schläfrig ihr noch seyd!
Schämt euch ins Herz hinein!

Ach Gott, wie warm die Sonn' aufgeht,
Wie labt sich das Gemüth!
O wie so frisch der Garten steht,
Und Kraut und Blümlein blüht!

Wir wollen nun von Herzen gern
Auf zu der Arbeit stehn,
Und nicht wie unsre großen Herrn
Vom Bett zu Tische gehn.

Nach seiner Art zieht jedes nun
Zu seinem Tagwerk aus,
Der Adler, wie das Haselhuhn,
Der Löwe, wie die Maus.

Drum laßt hinaus ins Feld uns ziehn;
Frisch, Kinder, frisch heran!
Damit die Ameis' und die Bien'
Uns nicht beschämen kann.

Und du im Himmel! sieh herab
Auf uns und unser Feld!
Und wende Flut und Hagel ab!
Du bist ja Herr der Welt.

Und kommen wir beim Abendroth
Dann heim in Müh und Schweiß,
So segne, lieber guter Gott!
Auch unsern Topf voll Reiß!

Der Schooßhund.

Stets blieb der Schooßhund, Milord, mager,
So sehr das Fräulein ihn auch pflag,
So mühsam man ihm auch das Lager
Bepolsterte, auf dem er lag.
Er durfte mit zu Tische sitzen,
Und mancher Stuhl war ihm zu hart;
Doch konnt' er niemals sehn, daß Spitzen,
Dem Haushund, Brod gegeben ward.
Erschrecklich fing er an zu knurren;
Zu Berge sträubte sich sein Haar!
Er ließ nicht eher nach mit murren,
Eh Spitz nicht aus der Stube war;
Als ob dem Armen nichts gebühre.
Spitz trug das alles. Nur ein Wort,
Ein Wink nur nach der Stubenthüre,
Und Spitz geht mir nichts dir nichts! fort.
Was hat nun der für seine Treue?
Sein Lager ist kein weiches Bett;
Zufrieden liegt er auf der Streue,
Bewacht das Haus, wird dick und fett.
Trotz, daß ihn Leckerbissen nähren,
Ist dennoch Milords Lebenslauf
Sehr traurig; Neid und Mißgunst zehren
Ihn bei lebendgem Leibe auf.
Sein Blut fing schäumend an, zu kochen;
Er fuhr vom weichsten seidnen Schooß,
Erblickt' er Spitzen bei dem Knochen,
Den er verschmäht', auf Spitzen los.
Umsonst, daß ihn das Fräulein streichelt;
Des Hausgesindes ganzes Chor
Ihm, um des Fräuleins Willen, schmeichelt!
Denn elend blieb er nach wie vor!

Was half ihm nun, bei seinem Neide,
Sein Glück? Nie hat es ihn ergötzt;
Und ohne Ruh und ohne Freude,
Starb er höchst mißvergnügt zuletzt,
Daß er das Spitzen lassen mußte,
Was er, mit einem fröhlichen
Gemüth, nicht zu genießen wußte.
So lohnt der Neid den Neidenden.

* * *

Das Laster straft sich schon hienieden.
Der Neider sey ein Beispiel; gebt
Ihm Königreich', ob er zufrieden,
Beim mäß'gen Glücke Andrer, lebt?

Tiedge.

Ein leichtes und sicheres Mittel,

mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr wünschet alle mit jedem Tage besser zu werden, weil euch allen wohl bekannt ist, daß man dann auch mit jedem Tage glücklicher wird? Aber ihr wißt nur noch nicht recht, wie ihr das anzufangen habt?

Wollt ihr meinen Rath hierüber hören? und wollt ihr ihn auch befolgen? — so will ich ihn euch gern mittheilen.

Seht, liebe Kinder, wenn man von ganzem Herzen gut und glücklich werden will: so wird vornehmlich dazu erfodert, daß man immer recht aufmerksam sey, sowohl auf sich selbst, als auch auf andere Menschen und überhaupt auf alles, was man sieht und hört rund um sich her.

Ich will euch etwas deutlicher sagen, was ich damit meine.

Man ist aufmerksam auf sich selbst, wenn man sich oft selbst fragt: war das auch recht, was du jetzt dachtest? War das auch vernünftig, was du jetzt wünschtest? War das auch gut und recht gehandelt, was du jetzt thatest? und wenn man über diese Fragen so lange nachdenket, bis man weiß, was man sich selbst darauf antworten müsse.

Man ist aufmerksam auf andere Menschen, wenn man sich bemüht, irgend etwas an ihnen wahrzunehmen, was gut und löblich ist, und was da verdient, daß wir es nachzuahmen suchen.

Man ist endlich aufmerksam auf die Dinge um uns her, wenn man alle seine Sinne gebraucht, um sie so genau kennen zu lernen, als es uns nur immer möglich ist.

Seht, Kinder, eine solche beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf andere Menschen und auf die Dinge um uns her, macht uns gewiß alle Tage verständiger und besser, und also auch gewiß alle Tage zufriedener und glücklicher.

Aber ich weiß schon, wie es mit euch geht; wenn ihr euch auch noch so fest vornehmt, etwas zu thun: so habt ihr es morgen gemeiniglich schon wieder vergessen.

Wenn ihr also auch, indem ihr dieses leset, den festen Vorsatz fasset, diejenige Aufmerksamkeit, die ich euch jetzt empfohlen habe, künftig bei allen Dingen anzuwenden: so besorge ich doch, daß ihr diesen guten Vorsatz bald wieder aus der Acht lassen werdet.

Aber ich weiß auch, wie ihr es machen müsset, um das nicht zu thun; und dieses Mittel will ich euch jetzt lehren.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Kinder. Da er nun wünschte, daß diese Kinder keinen Tag umsonst leben, sondern jeden Tag etwas zu lernen und irgend etwas Gutes mehr annehmen möchten: so nahm er folgende Abrede mit ihnen.

„Kinder, sagte er, künftig sollt ihr alle Abend vor oder nach dem Abendessen auf meine Stube kommen.“

Was sollen wir denn da machen? antworteten die Kinder.

„Da sollt ihr mir, fuhr der Vater fort, allemal fünf Fragen beantworten, die ich jedem von euch vorlegen werde.“

Was sollen denn das für Fragen seyn? erwiederten die Kinder.

„Diese, sagte der Vater: erstlich will ich euch fragen: was habt ihr heute in euren Freistunden bemerkt, was ihr vorher entweder gar nicht, oder noch nicht recht kanntet? Dann: was habt ihr heute in euren Schulstunden zugelernt, was ihr gestern noch nicht wußtet? Dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, wovon euer Herz euch nachher sagte, daß es nicht recht wäre? Dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, was euch noch jetzt, indem ihr daran zurück denkt, Freude macht? Und endlich: habt ihr heute in den Reden und Handlungen anderer Menschen irgend etwas Gutes bemerkt, was euch gefiel, und was ihr nachzuahmen wünschtet?“

Warum sollen wir denn auf diese Fragen antworten? fragten die Kinder.

„Das sollt ihr künftig einmal erfahren, antwortete der Vater; jetzt wird es euch genug seyn, wenn ich euch bloß sage, daß ihr mir durch die Beantwortung derselben, alle Abend recht große Freude machen werdet.“

Nun

Nun gut, sagten die Kinder, das wollen wir gern thun.

Gegen Abend kamen sie von selbst zum Vater und baten, daß er sie nun fragen möchte.

Als nun der Vater hierauf fragte: nun, liebe Kinder, was habt ihr denn in euren Freistunden heute bemerkt? da hatte der Eine noch mehr, als der Andere zu erzählen.

Henriette sagte: Ich habe gesehn, wie man große Bohnen einmacht, um sie den ganzen Winter hindurch so frisch zu erhalten, als wenn sie eben erst aus dem Garten geholt wären; und nun erzählte sie umständlich, alles, was man damit vornehmen müsse.

Karl sagte: ich habe bemerkt, was die Beulen bedeuten, welche die Kühe auf dem Rücken haben; und nun erzählte er: er habe an einer solchen Beule gedrückt, und da wäre auf einmal eine große dicke Made herausgekommen; und da habe man ihm gesagt, eine gewisse Fliege bohre den Kühen ein Loch ins Fell, lege ihr Ei da hinein, und daraus würden denn die großen Maden, die da unterm Felle so lange liegen blieben, bis die Zeit käme, daß sie sich auch in Fliegen verwandeln sollten.

Auf die Frage: was sie in den heutigen Lectionen gelernt hätten, wußten sie wohl zehnerlei zu antworten.

Als nun hierauf der Vater weiter fragte: ob sie heute irgend etwas gedacht oder gethan hätten, was sie jetzt bereueten? antwortete Karl nach einigem Nachdenken:

„Ich sah heute den Pfirsichbaum unseres Nachbars, der so viel schöne große Pfirsichen trägt. Da dachte ich: ich wollte, daß der Baum unser wäre! Und das war doch nicht recht, weil man nicht begehren muß, was einem Andern gehört.“ –

Henriette sagte:

„Ich hatte heute an meiner Näherei etwas nicht recht gemacht; da zeigte mir Mutter, daß das nichts taugte, und da machte ich ein verdrießliches Gesicht. Das war doch auch gar nicht hübsch von mir.“

Nein, das war es nicht, antwortete der Vater, und du mußt dich sorgfältig hüten, daß dir das nicht noch einmal wiederfährt. Wenn man Lust hat vollkommener zu werden: so muß man jede Zurechtweisung gern und mit Dank annehmen.

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute gedacht oder gethan, was euch jetzt noch Freude macht?

Aber die Kinder schlugen erröthend die Augen nieder, und erwiederten:

„O, lieber Vater, das können wir doch unmöglich sagen! Das wäre ja, als wenn wir uns selbst loben wollten.“

Nicht doch, ihr Lieben! antwortete der Vater. Wenn ihr mir etwas saget, so ist das eben so, als wenn ihr es nur dächtet, oder zu euch selbst sagtet. Nun darf man ja gar wohl bei sich selbst denken: dies oder jenes habe ich heute recht gemacht. Also dürft ihr das in meiner Gegenwart auch gar wohl sagen. Von Loben soll dabei gar nicht die Rede seyn; ihr sollt's nur deswegen sagen, damit ich mit euch mich freuen möge, daß ihr eure Pflicht gethan habt. Nun?

Nun, sagte Karl, ich habe heute alle meine Sachen in Ordnung gebracht, und mir vorgenommen, sie nie wieder in Unordnung kommen zu lassen.

Das ist gut, antwortete der Vater; und du, Henriette?

Henriette antwortete: und ich habe mir heute fest vorgenommen, nie wieder ein verdrießliches Gesicht zu

machen, wenn man mir sagt, daß ich was nicht recht gemacht habe.

Auch recht gut, sagte der Vater; und Gott helfe euch, daß ihr das beide immer in Erfüllung bringen möget!

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute an andern Menschen Gutes bemerkt, was ihr nachzuahmen begehrt?

Ich, antwortete Henriette, habe heute von einer armen Tagelöhnerfrau etwas gehört, was mir sehr gefallen hat.

Und was denn? fragte der Vater.

Die arme W**sche, fuhr Henriette fort, die uns heute unsern Flachs ausziehen half, wurde gefragt, was die andere Frau, die mit ihr in einem Hause wohnt, denn immer machte? Ob sie etwa zu Hause spönne? — Nein, antwortete sie. Ob sie denn strickte? Nein, sagte sie wieder. Ob sie denn gar nichts thäte? O, sagte hierauf die gute Frau, darum müßt ihr mich nicht fragen. J, warum denn nicht? fragte unsere Anne. Deswegen, sagte sie, weil ich über andere Leute nicht reden mag; ich bekümmere mich nur um mich selbst. War das nicht gut von ihr gesagt, Vater?

Recht sehr gut! antwortete der Vater; denn wenn man von andern Leuten nichts Gutes zu sagen weiß, so ist es am besten, daß man gar nichts von ihnen sagt. Dafür soll die W**sche auch immer zuerst gerufen werden, so oft es wieder etwas bei uns zu verdienen gibt. Erinnert mich daran. — Und du, Karl?

„O ich habe auch etwas Schönes bemerkt!"

Und was denn? fragte der Vater.

„Unsere liebe Mutter ließ heute den Arbeitsleuten, die an unserm Graben arbeiten, sagen: wenn sie Feierabend gemacht hätten, so möchten sie noch auf ein

hal-

halbes Stündchen in den Garten kommen, um noch ein paar Beete umzugraben?

Nun, sie kamen doch?

„O ja; und da waren sie so fleißig darüber her, daß jeder von ihnen noch drei große Beete umgrub."

Das war brav.

„O das ist noch nicht alles! Da sie jetzt fertig waren, wollte Mutter jedem ein Trinkgeld geben: aber sie traten alle zurück und sagten: nein! wir nehmen nichts."

„I, warum denn nicht? fragte die Mutter."

„O, antworteten sie wieder, das wäre ja wohl recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit erst noch wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen, und schenkt uns so mannigmal eine Flasche Brandtewein bei unserer Arbeit: und nun sollten wir uns für so einen kleinen Dienst noch bezahlen lassen?"

Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?

Allerdings! antwortete der Vater; und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben.

Seht, liebe junge Leser, auf eine ähnliche Weise beantworteten diese Kinder alle Abend die fünf Fragen ihres Vaters; und wißt ihr, was die Folge davon war?

Sie wurden nach und nach gewohnt, auf sich selbst und auf alles, was sie sahen und hörten, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen könnten.

Dadurch wuchsen sie aber auch zusehends an Verstand und an jedem Guten; so daß ihre Eltern und alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten.

Wollt ihr es nun eben so gut haben: so bittet eure guten Eltern, oder euren Lehrer, daß er es auch so mit euch machen möge. Dann sollt ihr einmal sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen, und wie glücklich ihr dann seyn werdet.

Seht, liebe Kinder, dies war es, was ich euch zu rathen hatte: werdet ihr diesen Rath nun zu befolgen suchen?

C.

Die Fürsten.

Die großen Fürsten dieser Erden
Was wollen sie denn grösser werden?
Sie haben ja der Länder gnung,
Und goldnes Kleid, und goldnen Prunk.

Und Last und Arbeit auch mit Haufen;
Und werden mächtig angelaufen;
Und denken für der Leute Wohl
Sich ihren Kopf so voll, so voll!

Und haben doch an all' der Plage
Nicht satt, und sinnen Tag auf Tage,
Ob nicht noch mehr zu haben sey
Von schwerer Müh und Sclaverei.

Ich kann es nimmer nicht ergründen,
Was Fürsten am Erobern finden.
Mit jedem Schritte wächst die Pflicht,
Und die Belohnung wächst so nicht.

Drei Vögel hab ich zu versorgen,
Die kosten oft den halben Morgen;

Wenn nun der Vögel wären zehn,
Könnt ich wohl aus der Stelle gehn?

Und wenn's noch solchen Fürsten würde
Wie mir mit meiner Vogelbürde!
Ich habe Lieb' und Dank dafür;
Und was, ihr Fürsten, habt denn ihr?

Overbeck.

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo in Finnland ward vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und kroch sterbend bis an die Thür eines Lederhändlers.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, hatte die Grausamkeit, dieses winselnden Mitgeschöpf zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen.

Glücklicherweise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es ward einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzufordern und gefangen zu setzen.

Es geschah; und nach reifer Ueberlegung des Verbrechens, ward an einem Marktage vor vieler Menschen Augen zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd

dich um Hülfe anflehete, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thiers vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast: so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Geisselhieben gestraft werden."

Er hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte standen: Blutdürstiger Unmensch.

Ein zweiter Büttel zählte ihm hierauf mit einer geflochtenen Drahtpeitsche fünf und zwanzig Hiebe zu, worauf der erste ihm wieder Folgendes vorlas:

„Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quältest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher!"

Dann gab der zweite Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmung von seinen Richtern zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen gegen Mitgeschöpfe ein Ende machte.

Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebende junge Sperlinge anzunageln, und mit Armbrüsten oder Blaseröhren darnach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten ihre unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere. Andere begingen noch andere Grausamkeiten.

Das alles unterblieb nun.

Denn jetzt fingen sie an, die große Wahrheit zu erkennen: „wer Mitleid fühlt, dem wird Erbarmung wiederfahren von dem, der sich aller erbarmet!“

Und nun fingen sie auch an zu begreifen, daß es ein Kennzeichen eines wahren Gottesverehrers ist, „sich auch der Thiere zu erbarmen.“

Möchten doch alle andere junge Leute in allen andern Ländern zu eben dieser Erkenntniß gelangen!

Man sagt, es gäbe in Deutschland Kinder, welche Vergnügen daran fänden, einem Käfer einen Zwirnsfaden um das Bein zu binden, und ihn dann ohne Unterlaß herum zu schwingen, bis etwa das Bein ausrisse, oder das gequälte Thier den Geist aufgäbe.

Sollten solche Kinder durch sanfte Erinnerungen sich nicht wollen bessern lassen: so würde man eine sinnlichere Ueberzeugungsart anwenden müssen, indem man ihnen einen Bindfaden fest um den Finger schnürte, und sie so lange hin und her zerrte, bis sie gestünden, daß sie diesen Schmerz durch Unbarmherzigkeit gegen Käfer tausendfältig verdient hätten.

Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche,
Des Mais umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie von ihrem Fleiß
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da

Da wimmert was vom Zaune her;
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern?
Es kömmt. Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seyd ihr? fragt ihn Hannchen; kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sey's, hub die Erscheinung an,
Wer du auch bist, geklaget:
Ich bin ein armer alter Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein bischen Brod erworben;
Ihn prügelte sein Offizier,
Davon ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Kein liederliche Bube.
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Mit Schmerzen in die Grube.
Sieh Kind! so häng' ich, krank und schwach
In diesen Lumpen; keiner
Verschafft mir Brod und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen.
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh im stillen Grabe.

Ach!

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich
Schwimmt hell in Hannchens Blicken.
„Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken!“
Das willst du, sprach der Arme, ach!
Du willst dich mein erbarmen?
„Hier ist mein Arm! Ihr seyd zu schwach,
Ich diene gern den Armen.“

„Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte.“
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich war; „und morgen“
Spricht Hannchen, „habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.“

„Nun gute Nacht!“ Sie geht zur Ruh,
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut nach einer süßen Nacht
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilte sie, mit Brod
Und Milch, zu ihrem Alten;
Sie kömmt und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
Ach! weinte sie: so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet.

„Doch

„Doch wohl ihm! er hat ausgequält!"
Mit nassem Angesichte,
Geht sie zum Vater und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner.
„Wohl Kind! Nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner."

„O das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wohlgethan wir haben!"
So sprach der brave Mann und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jngling jeder blickt,
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht loosen;
Schnell lacht in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuck der Sittsamkeit,
Die auf der Stirn ihr thronte,
Mit Ruh' und mit Zufriedenheit
Ihr schönes Herz belohnte,
Stand sie so da. Ein Jeder meint
Er seh im Lilienkleide
Die Unschuld selbst; doch Hannchen weint,
Vor Schaam und banger Freude.

Und Alles ruft mit Jubelschrei:
Kein Mädchen sey bewährter
In jeder Tugend; keines sey
Der Unschuldkrone werther!
Und Alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur
Von wem? bekränzt ihr Rädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur:
Das gute Rosenmädchen!

Tiedge.

Wahre Vaterlandsliebe.

Als die Oesterreicher im Jahr 1748 im Besitz von Genua waren, mußte diese Republik große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich daher, um hierüber zu rathschlagen.

Kurz vorher ging Herr Grillo, einer der vornehmsten und reichsten Genueser, in das Rathhaus und bestreute den Vorsaal mit Stricken.

Als er von den Rathsherren gefragt wurde, was diese sonderbare Handlung zu bedeuten habe? so gab er zur Antwort: daß das Volk durch die Kriegskosten schon ganz erschöpft sey, und es daher menschlicher schiene, ihm Stricke zu verschaffen, um sich zu hengen,

als

als sie mit neuen Abgaben zu beladen, welche sie zur Verzweiflung bringen müßten.

Man gab ihm zur Antwort: das Geld müsse doch nun einmal aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle?

„Woher es kommen soll?" erwiederte jener; „daher, wo es einzig und allein zu finden ist; aus den Kisten der Reichen und Großen."

Nun ging er vom Rathhause und kam mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Lire *) in Gold und Silber trugen.

Diese ließ er vor der Versammlung hinwerfen und sagte: so taxire sich ein jeder nach seinen Vermögensumständen, und die gefoderte Summe wird bald aufgebracht werden.

Man folgte seinem Beispiel; die Großen gaben freiwillige Beiträge, und retteten dadurch die Republik.

Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder
Zum wartenden Thale.
Schon glänzt in dem Strahle
Des Morgens der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht, neben der Mutter,
Das Lämmchen sein Futter;
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder

Ver-

*) Lira ist in Italien ohngefähr so viel, als bei uns 7 Sgr.

Verstummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie schwärmende Träume,
Durchsegeln die Räume,
Des Himmels die Schwalben
Und grüßen die falben,
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich möcht ich beneiden!
O könnt ich, vor Freuden,
Mit schwärmenden Vögeln
Die Wolken umsegeln!
Ich flöge der Sonne,
Mit jauchzender Wonne,
Auf rosigen Wegen
Frohlockend entgegen.
Dann schwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüthen, noch röther
Als Wölkchen am Aether.

Wohin ich nur sehe;
Das Thal und die Höhe
Im Blumengeschmeide
Ermuntert zur Freude.
Hier girret ein Täubchen!
Ein Nachtigallweichen
Lockt dort in den Schatten
Den singenden Gatten.
Du Nachtigallweibchen!
Mir grünet ein Läubchen,
Das grünt unvergleichlich,
Da lispelt so schmeichlich
Die Luft in dem Laube
Der früheren Traube!

Da horch' in dem Schatten
Die Lieder des Gatten;
Und theilet da beide
Des Wonnemonds Freude:
Da sollt ihr mich lehren
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket,
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben.

Tiedge.

Die
Akademie der Wissenschaften.
Ein Spiel.

Ich weiß, meine jungen Freunde, wie einem Kinde zu Muthe ist. Denn ungeachtet ich jetzt sechs Fuß hoch bin, und schon eine hübsche Zahl von Jahren hinter mir habe: so war doch einmal eine Zeit, da ich nicht größer und nicht älter war, als ihr jetzt seyd.

Auch bin ich nachher immer mit Kindern umgegangen; habe mit ihnen gelernt, gearbeitet, gespielt und geschäkert; alles zu seiner Zeit, versteht sich, und wie es sich gebührt.

Ich weiß daher, daß es Stunden gibt, in denen wir Kinder — erlaubt mir immer, daß ich mich mit zu euch rechne! — nicht recht wissen, was wir mit unserer kleinen Person und mit unserer Zeit anfangen sollen.

Da ist z. E. so eine Stunde vor und nach dem Essen, Mittags und Abends, da das Lernen und das Arbeiten nicht so recht mehr von statten gehen will, und

und da wir also gern etwas anders vornähmen, wobei es keines Kopfbrechens und keiner sonderlichen Anstrengung bedürfte.

Wir Landleute sind in solchen Stunden weniger verlegen. Wir haben einen Garten dicht hinter dem Hause, und da müßten Regen und Wind es schon sehr ernstlich darauf anlegen, wenn sie uns abhalten wollten, von Zeit zu Zeit hineinzulaufen, um bald etwas zu pflanzen oder zu säen, bald etwas auszujäten oder zu beharken, bald etwas für die Küche oder auch wohl, nach erhaltener Erlaubniß, versteht sich, für unsern eigenen kleinen Mund zu pflücken.

Machts das Wetter einmal gar zu arg, und müssen wir denn durchaus im Hause bleiben: nun so gibt es allerlei kleine häusliche Geschäfte, mit denen man seine Zeit auch ganz artig hinbringen kann.

Da gibts Erbsen oder Bohnen auszukrüllen, Kräuter zu verlesen, türkische Bohnen abzuziehen, Obst zu schälen, und andere dergleichen Beschäftigungen, bei denen man plaudern und scherzen kann, ohne müßig zu seyn.

Aber was fangt ihr armen Stadtkinder in solchen trüben Stunden an?

Gewiß, ihr guten kleinen Leute, ihr habt mich oft gedauert; und deswegen habe ich mich oft hingesetzt, um etwas für euch zu erdenken, was euch zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen könnte.

Noch gestern Abend, da wir eben wieder solch ein Regenwetter hatten, daß man nicht aus dem Hause gehn konnte, dachte ich an euch; und weil ich gerade eine müßige Stunde hatte: so setzte ich mich hin, um ein neues Spiel für euch zu ersinnen.

Ich fand eins, und nannte es — hört einmal, welch ein prächtiger Name! — die Akademie der Wissenschaften. Das will ich euch nun beschreiben.

Habt ihr schon alle gehört, was eine Akademie der Wissenschaften sey? So nennt man eine Gesellschaft von Gelehrten, die zu gewissen Zeiten zusammen kommen, um über gelehrte Dinge zu sprechen, sich einander ihre Kenntnisse mitzutheilen, und gemeinschaftlich allerlei wichtige Untersuchungen anzustellen.

Erschreckt nur nicht, ihr guten Kinder! Ich meine nicht, daß ihr es gerade eben so machen sollt. Ihr sollt nur etwas treiben, was den Geschäften der gelehrten Akademiker einigermaßen ähnlich sieht, ohne eben so mühsam zu seyn. Hört nur erst meine Erklärung an.

In einer solchen Akademie ist zuvörderst ein Präsident. Der ist der vornehmste unter allen, sitzt oben an, und ordnet die Geschäfte, welche zu jeder Zeit getrieben werden sollen.

Die übrigen Mitglieder bestehen aus allerlei Gelehrten. Einige sind Historiker, d. i. Leute, welche sich vornehmlich auf die Geschichte gelegt haben; andere Geographen, d. i. solche, welche in der Erdbeschreibung gut bewandert sind; andere Mathematiker, deren Hauptfach die Mathematik ist; andere Philosophen, d. i. Leute, welche viel über Gott, über die Welt, über den Menschen, besonders über die menschliche Seele, und über dasjenige nachgedacht haben, was man thun und lassen muß, um recht gut und recht glücklich zu werden. Wiederum andere sind Bellettristen, d. i. solche, welche die schönen Wissenschaften, die Wohlredenheit und die Poesie lieben und sich ganz vorzüglich darin geübt haben. Noch andere sind Naturhistoriker, d. i. solche, die vornehmlich die Naturhistorie studirt haben.

In einigen Akademien gibts auch Künstler, z. E. Maler, Bildhauer, Kupferstecher, u. s. w.

Das Spiel nun, welches ich für euch erdacht habe, besteht darinn, daß ihr euch zuerst einen Präsidenten wählt; und wenn ich euch rathen soll, so nehmt ihr dazu die verständigste Person, die ihr haben könnt, etwa euren Vater, oder euren Lehrer, auch wohl eure Mutter, wenn sie anders Lust dazu hat: denn seit kurzem hat man angefangen, auch Damen zu Präsidenten solcher Akademien zu machen.

Seyd ihr mit dieser Wahl zu Stande gekommen, dann müßt ihr zweitens unter euch selbst ausmachen, was nun ein jeder von euch für ein Fach bekleiden soll. Der eine muß nämlich ein Historiker, der zweite ein Geograph, der dritte ein Mathematiker, der vierte ein Philosoph u. s. w. seyn.

Sind eurer mehr, als ich kurz vorher Namen von Gelehrten genannt habe: so können zwei Historiker, und zwei Geographen seyn. Dann hat der eine es nur mit der alten Geschichte, der andere mit der neuern zu thun; und von den beiden Geographen wählt der eine sich die Erdbeschreibung der alten Welt, der andere die Erdbeschreibung der neuen. Naturhistoriker können drei in diesem Spiele seyn, indem der eine sich auf das Thierreich, der zweite auf das Pflanzenreich, und der dritte auf das Steinreich einschränkt.

Ist jemand in der Gesellschaft, der schon etwas von der Physik oder Naturlehre gehört hat; so kann dieser den Physiker vorstellen.

Außer dem Künstler kann auch einer ein Handwerksverständiger, und noch einer ein Oekonom seyn.

Unterdeß daß diese Rollen nun vertheilt werden, schreibt der Präsident allerlei Fragen aus den genann-

ten

ten Wissenschaften auf Kartenblätter. Ich will ein paar solcher Fragen zur Probe geben. Also

1) Aus der Geschichte:

a. Bei welchem Volke und wie ist die Verfertigung des Glases, die größere Schiffahrt, die Purpurfarbe, und die Buchstabenschrift erfunden worden?

b. Wie und wo starb Karl XII. König von Schweden?

2) Aus der Erdbeschreibung:

a. Was hat Preußen für Naturgüter, welche Deutschland nicht hat, und was können wir dagegen nach Preußen schicken, woran es dort gebricht?

b. Welches sind die größten Ströme und die höchsten Gebirge in der Welt, und wo sind sie?

3) Aus der Mathematik:

a. Was ist eine gerade Linie?

b. Was ist ein Winkel?

4) Aus der Philosophie:

a. Wie sieht unsere Seele aus?

b. Warum ist es nicht gut, zornig zu seyn?

5) Aus den schönen Wissenschaften:

a. Die Akademie verlangt, daß ihr Bellettrist sie mit einer Fabel unterhalte.

b. Die Akademie verlangt, daß ihr Bellettrist sie durch ein kleines, gut hergesagtes Liedchen belustige.

6) Aus der Naturbeschreibung:

a. Etwas Merkwürdiges vom Pferde.

b. Etwas Merkwürdiges vom Esel.

7) Aus den Künsten und Handwerken:

a. Ein Maler malte die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und dem Römischen Heere des Varus. Er hatte den Pulverdampf so natürlich vorgestellt, daß man glaubte, ihn wirklich aufsteigen zu sehen: und dennoch wurde dieser Dampf von Kennern getadelt; warum?

b. Wer erfand das Schießpulver? Wann erfand er es? und wie wird es gemacht?

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Gesellschaft auch einen unter sich zum Sekretär, und einen andern zum König ernennt, zu welcher letztern Würde sie etwa denjenigen erheben kann, der noch zu jung und zu wenig unterrichtet ist, als daß er eine andere Rolle übernehmen könnte. Denn, was der König hier zu thun hat, kann allenfalls auch derjenige verrichten, der noch weiter nichts gelernt hat, als auf einem Throne zu sitzen und sich etwas vortragen zu lassen, was er eben nicht zu verstehen braucht. Der Sekretär hingegen muß ein gescheuter Kopf seyn.

Endlich muß ich noch erinnern, daß der Präsident eine große Mütze von Papier macht, auf welcher mit leserlichen Buchstaben der Name Midas steht. Wozu dieselbe gebraucht werden soll, wird nachher folgen.

Der Präsident und die Akademiker setzen sich nun an einen Tisch, und der König auf einen für ihn errichteten Thron. Der Sekretär sitzt neben dem Präsidenten.

Vor dem Präsidenten steht ein Topf, in welchen er die beschriebenen Kartenstücke wirft, und sie durch einander schüttelt. Er gibt hierauf mit einem Stabe, der neben ihm liegt, das Zeichen des Stillschweigens,

indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblicke an ist alles mausestill.

Und der Präsident beginnt:

Schaut auf, ihr Herren allzumal!
Wir schreiten jetzt zur großen Wahl
Der großen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe und reicht es dem Sekretär. Dieser erhebt sich von seinem Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Präsidenten und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Präsident überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Akademiker, in dessen Fach die Frage einschlägt; indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, du weiser Mann,
Und zeig uns deine Antwort an!

Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Präsident mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Akademiker ganz und gar keine Antwort auf die Frage: so erklärt der Präsident ihn für einen Midas, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Midas hochgebohren,
Verberge deine langen Ohren,

Wohl

indem er damit auf den
Augenblicke an ist alles n

Und der Präsident h

Schaut auf, ihr
Wir schreiten jetz
Der großen Frag
Uns Stoff zum

Mit diesen Worten
Kartenstücke aus dem T
tär. Dieser erhebt sich
Verbeugung gegen den
lung, liest die Frage n
abermals eine Verbeugun

Der Präsident über
chen demjenigen Akadem
einschlägt; indem er zu

Erhebe dich, du
Und zeig uns d

Hierauf erhebt sic
oben, eine Verbeugung,
samer und vernehmlicher
blättchen stehende Frage
gung, und setzt sich nie

Wird die Antwort
sident mit den Händen
thut ein Gleiches.

Wird hingegen di
oder weiß der Akademik
auf die Frage: so erk
Midas, indem er ih
Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Mida
Verberge deine l

diesem Mützchen fein,
es Raum für sie da seyn!

sellschaft läßt hierauf ein lautes Hu!
ebt sich von ihren Sitzen, zieht dem
über die Augen, verbindet sie mit
ießt einen Kreis um ihn, tanzt und

nen, Herr Midas,
ie nicht fürbaß!
er ja schön.
et, Herr Midas,
en so etwas
zu sehn;
ten, wir flehn,
sie sehn!
sie sehn!

des Liedes steht der Kreis still; einer
chaft zupft den Midas, jedoch mit Be-
n Ohrläppchen, und Midas muß erra-
sey, der ihn gezupft hat. Trifft er es,
und man verfügt sich wieder zu den
tzufahren; trifft er es nicht, so fangen
ng wieder von vorn an.

ie Gesellschaft wieder zum Sitzen gekom-
der Präsident abermals das Zeichen zum
eht unter obigen Worten abermals ein
hervor, und man wiederholt das ganze
lches ich jetzt beschrieben habe, so oft,
ent merkt, daß es Zeit sey, die Sitzung

mmt der Sekretär alle herausgekommenen
n in die Hand, und tritt, mit einer tie-
ng, vor Se. Majestät den König, um

 von

von demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, allerunterthänigsten Bericht abzustatten.

Ich will auch hiervon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmal diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermaßen an.

Sire,

„Ew. Majestät allerunterthänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Erfolg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor höchstdero erhabenem Throne in Demuth niederzulegen.“

„In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die größere Schiffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sey? und es ward ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Phöniciern zu verdanken hätten.“

„Mit der Erfindung des Glases sey es folgendermaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden hätten, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Glut des Feuers habe dann diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmolzen, und da hätte man etwas aus dem Feuer hervorfließen gesehen, welches, nach geschehener Abkühlung, eine Art von Glas gewesen wäre.“

„Man hätte hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen wäre, welche noch jetzt üblich ist.“

„Die

„Die Erfindung der Purpurfarbe wäre gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thiers habe ihm an der Schnauze geklebt; dies wäre bemerkt worden; und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben.“

„Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preußen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen, und was man im Gegentheil in Deutschland habe, woran es in Preußen gebreche? Ew. Majestät getreuste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preußen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbringe.“

„Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt wären? antworteten eben diese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage: welches die größten Ströme in der Welt wären? gabe sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrom, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisippi.“

„Der philosophischen Klasse ward hierauf die Frage vorgelegt: Was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete philosophische Klasse antwortete: unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist wäre. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu seyn? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorübergehender Wahnsinn sey; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch manches rede und thue, was er nachher bereuen müsse.“

„Die

„Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß ihr höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öffnen."

„Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich und die ganze Akademie Ew. Majestät eherbiethigst zu Füßen lege."

Der Präsident beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen aussetzt, und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimmt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll.

C.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt; und dies war zugleich das erste, das er, wenigstens gewissermaßen, sich selbst erworben hatte, und das er also wie sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der erste Rausch der Freude vorüber war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wollte?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. „Das soll schmecken!" rief er aus, und drehete sich auf einem Beine herum,

„Aber, fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagte das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen! Und wenn er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so gut daran, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte.“

„Ei nun, man kann's ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen; über acht Tage für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja zwei Thaler und zwanzig Groschen — über ein Jahr aus.“

„Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmal gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche! Da gehts in acht Tagen oft vor dem Krämer, oft vor dem Kuchenbecker vorbei: fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wird's bald nach mehrern schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen davon übrig?“

„Das Bürschchen verdirbt sich wohl noch oben ein den Magen; nascht sich wohl gar krank; und was hat es denn davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht.“

„Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.“

Hier ging Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und

„Hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukate, den ich erworben habe; verdient kann ich noch nicht einmal sagen.“

„Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wohl viel tausendmal bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt — Ja, das ist auch was rechts! Gönnen Sie

mir

mir die Freude, daß ich mich jetzt zum erstenmal durch die That dankbar bezeige."

„Nehmen Sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen so, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden!"

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausendmal größer war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß dafür, so lange sie lebte, das Vergnügen zu sehn, wie sich die Mutter dafür erquickte.

Schütz.

Inhalt.

1. An meine Seele = = = = = = S. 1
2. Mutter und Lieschen, ein Gespräch = = = 3
3. Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders = = = = = = = 6
4. Ferdinands Antwort, im Traum auf Wilhelms Frage = = = = = = = = 7
5. Der Schmaus = = = = = = = 8
6. Das Würmchen im Winter = = = = = 9
7. Nur der Anfang ist schwer = = = = = 11
8. Die beiden Arbeiter = = = = = = 13
9. Das Gewitter = = = = = = = 14
10. Der Uebergang vom Guten zum Bösen = = 16
11. Man kann sich wieder bessern = = = = 17
12. An Gust = = = = = = = = 19
13. Gebet eines Kindes = = = = = = 20
14. Der Hirsch, der Hase und der Esel = = = 21
15. Geburtstagswunsch für Lotten von ihrem Vater = 22
16. Die wohlthätige Frau von Stande = = = 23
17. Der großmüthige Gläubiger = = = = = 24
18. Charondas = = = = = = = = 25
19. Das Reisespiel = = = = = = = 27
20. Die Sinne = = = = = = = 67

21. So-

indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblicke an ist alles mausestill.

Und der Präsident beginnt:

Schaut auf, ihr Herren allzumal!
Wir schreiten jetzt zur großen Wahl
Der großen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe und reicht es dem Sekretär. Dieser erhebt sich von seinem Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Präsidenten und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Präsident überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Akademiker, in dessen Fach die Frage einschlägt; indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, du weiser Mann,
Und zeig uns deine Antwort an!

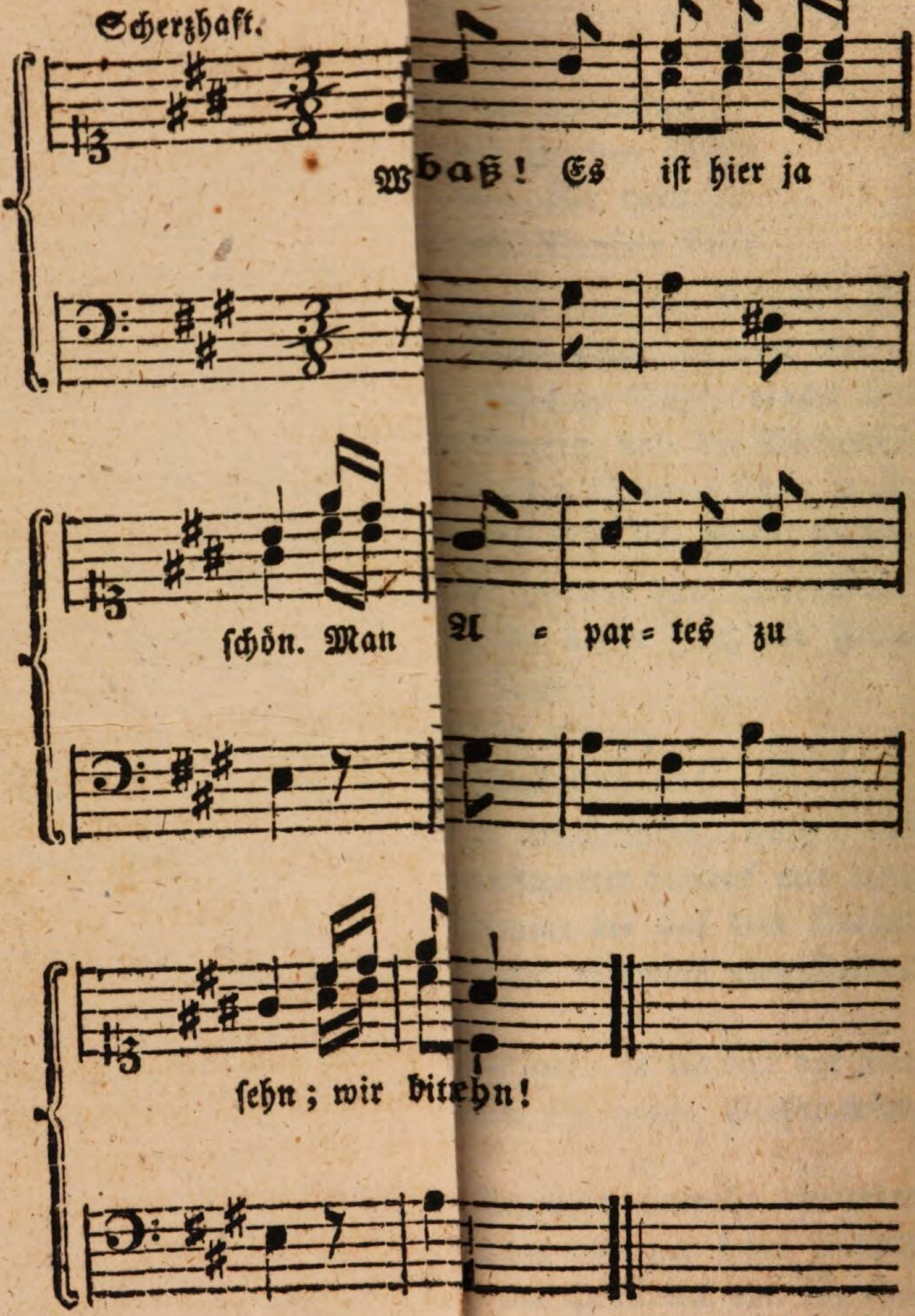
Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Präsident mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Akademiker ganz und gar keine Antwort auf die Frage: so erklärt der Präsident ihn für einen Midas, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Midas hochgebohren,
Verberge deine langen Ohren,

Wohl


Scherzhaft.
Wbaß! Es ist hier ja
schön. Man A - par - tes zu
sehn; wir bitehn!

Wohl unter diesem Mützchen fein,
Wird anders Raum für sie da seyn!

Die ganze Gesellschaft läßt hierauf ein lautes Hu! Hu! ertönen; erhebt sich von ihren Sitzen, zieht dem Midas die Mütze über die Augen, verbindet sie mit einem Tuche, schließt einen Kreis um ihn, tanzt und singt:

Willkommen, Herr Midas,
O gehn sie nicht fürbaß!
Es ist hier ja schön.
Man saget, Herr Midas,
Sie hätten so etwas
Apartes zu sehn;
Wir bitten, wir flehn,
O lassen sie sehn!
O lassen sie sehn!

Am Ende des Liedes steht der Kreis still; einer aus der Gesellschaft zupft den Midas, jedoch mit Bescheidenheit, am Ohrläppchen, und Midas muß errathen, wer der sey, der ihn gezupft hat. Trifft er es, so ist er frei, und man verfügt sich wieder zu den Sitzen, um fortzufahren; trifft er es nicht, so fangen Tanz und Gesang wieder von vorn an.

Sobald die Gesellschaft wieder zum Sitzen gekommen ist, gibt der Präsident abermals das Zeichen zum Schweigen, zieht unter obigen Worten abermals ein Kartenblättchen hervor, und man wiederholt das ganze Verfahren, welches ich jetzt beschrieben habe, so oft, bis der Präsident merkt, daß es Zeit sey, die Sitzung zu endigen.

Dann nimmt der Sekretär alle herausgekommenen Kartenblättchen in die Hand, und tritt, mit einer tiefen Verbeugung, vor Se. Majestät den König, um

von demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, allerunterthänigsten Bericht abzustatten.

Ich will auch hiervon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmal diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermaßen an.

Sire,

„Ew. Majestät allerunterthänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Erfolg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor höchstdero erhabenem Throne in Demuth niederzulegen.“

„In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die größere Schiffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sey? und es ward ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Phöniciern zu verdanken hätten.“

„Mit der Erfindung des Glases sey es folgendermaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden hätten, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Glut des Feuers habe dann diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmolzen, und da hätte man etwas aus dem Feuer hervorfließen gesehen, welches, nach geschehener Abkühlung, eine Art von Glas gewesen wäre.“

„Man hätte hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen wäre, welche noch jetzt üblich ist.“

„Die

„Die Erfindung der Purpurfarbe wäre gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thiers habe ihm an der Schnauze geklebt; dies wäre bemerkt worden; und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben."

„Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preußen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen, und was man im Gegentheil in Deutschland habe, woran es in Preußen gebreche? Ew. Majestät getreuste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preußen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbringe."

„Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt wären? antworteten eben diese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage: welches die größten Ströme in der Welt wären? gabe sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrom, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisippi."

„Der philosophischen Klasse ward hierauf die Frage vorgelegt: Was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete philosophische Klasse antwortete: unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist wäre. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu seyn? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorübergehender Wahnsinn sey; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch manches rede und thue, was er nachher bereuen müsse."

„Die

„Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß ihr höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öffnen."

„Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich und die ganze Akademie Ew. Majestät eherbiethigst zu Füßen lege."

Der Präsident beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen aussetzt, und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimmt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll.

C.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt; und dies war zugleich das erste, das er, wenigstens gewissermaßen, sich selbst erworben hatte, und das er also wie sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der erste Rausch der Freude vorüber war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wollte?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. „Das soll schmecken!" rief er aus, und drehete sich auf einem Beine herum.

„Aber, fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagte das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen! Und wenn er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so gut daran, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte.“

„Ei nun, man kann's ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen; über acht Tage für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja zwei Thaler und zwanzig Groschen — über ein Jahr aus.“

„Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmal gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche! Da gehts in acht Tagen oft vor dem Krämer, oft vor dem Kuchenbecker vorbei: fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wird's bald nach mehrern schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen davon übrig?“

„Das Bürschchen verdirbt sich wohl noch oben ein den Magen; nascht sich wohl gar krank; und was hat es denn davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht.“

„Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.“

Hier ging Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und

„Hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukate, den ich erworben habe; verdient kann ich noch nicht einmal sagen.“

„Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wohl viel tausendmal bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt — Ja, das ist auch was rechts! Gönnen Sie

mir die Freude, daß ich mich jetzt zum erstenmal durch die That dankbar bezeige."

„Nehmen Sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen so, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden!"

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausendmal größer war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß dafür, so lange sie lebte, das Vergnügen zu sehn, wie sich die Mutter dafür erquickte.

Schütz.

Inhalt.

1. An meine Seele = = = = = = S. 1
2. Mutter und Lieschen, ein Gespräch = = = 3
3. Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders = = = = = = = 6
4. Ferdinands Antwort, im Traum auf Wilhelms Frage = = = = = = = = 7
5. Der Schmaus = = = = = = = 8
6. Das Würmchen im Winter = = = = = 9
7. Nur der Anfang ist schwer = = = = = 11
8. Die beiden Arbeiter = = = = = = 13
9. Das Gewitter = = = = = = = 14
10. Der Uebergang vom Guten zum Bösen = = 16
11. Man kann sich wieder bessern = = = = 17
12. An Gust = = = = = = = = 19
13. Gebet eines Kindes = = = = = = 20
14. Der Hirsch, der Hase und der Esel = = = 21
15. Geburtstagswunsch für Lotten von ihrem Vater = 22
16. Die wohlthätige Frau von Stande = = = 23
17. Der großmüthige Gläubiger = = = = = 24
18. Charondas = = = = = = = = 25
19. Das Reisespiel = = = = = = = 27
20. Die Sinne = = = = = = = 67

21. So-

21. Soliman = = = = = = = = S. 68
22. An seinen Fritz. Am Geburtstage desselben = 69
23. Von der Arbeitsamkeit = = = = = 72
24. Der König und der Schäfer = = = = 77
25. Der kleine Töffel = = = = = = 77
26. Der geitzige Rabe = = = = = = 80
27. Warnung wider die Verschwendung der Zeit = = 81
28. Geschichte des jungen Alwils = = = = 84
29. Die Hirsche = = = = = = = 88
30. Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt = = = = = = = 89
31. Die vermeinte Gefahr, eine Fabel = = = 90
32. Der Kanarienvogel. Eine Erzählung = = = 92
33. Zwei Gespräche = = = = = = = 99
34. Zur Warnung für die Horcher = = = = 109
35. Liebe für Eltern = = = = = = 111
36. Die Geduld = = = = = = = 112
37. Ein ganz untriegliches Mittel, sein Leben zu verlängern = = = = = = = 112
38. Arbeitsamkeit = = = = = = = 114
39. Das Gericht über Kinder = = = = = 114
40. Wozu sind Arme und Reiche in der Welt? = = 120
41. Gute Folgen einer guten That = = = = 126
42. Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien für ein Kind in Europa = = = = = = 128
I. Port = Royal, den 2. Decemb. 1778 = = = 131
II. Kingston, deu 3. Decemb. 1778 = = = 134
III. Kingston, von eben dem Dato = = = 135
IV. Kingston, von eben dem Dato = = = 137
V. Vom Bloksberge auf Jamaika, den 4. Decemb. 1778 = = = = = = = = 138
VI. Halberstadt auf Jamaika, den 4. Decemb. 1778 140

King=

Inhalt.

VII. Kingston, den 6. Decemb. 1778 = = = 141

VIII. Kingston, den 7. Decemb. 1778 = = 144

IX. Kingston, den 13. Decemb. 1778 = = = 146

X. Kingston, den 23. Decemb. 1778. = = = 149

43. Helmut, eine Romanze = = = = = 150

44. Der junge Adler = = = = = = 152

45. Eine Anekdote für junge Edelleute = = = 153

46. Erfindung des Kaffegetränks = = = = 155

47. Ein Lied zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden = = = = = = 156

48. Seele = = = = = = = = = 157

49. Das Scharadenspiel = = = = = = 161

50. Eine Geschichte vom Weihnachtsabend = = = 186

51. Holien = = = = = = = = 191

52. Der Seidenwurm = = = = = = 192

53. Warum man sparsam seyn muß? = = = = 192

54. Minna = = = = = = = = 197

55. Das geduldige Schaf = = = = = = 199

56. Morgenlied eines Bauermanns = = = = 200

57. Der Schooßhund = = = = = = 202

58. Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden = = = 203

59. Die Fürsten = = = = = = = 210

60. Der gestäupte Thierquäler = = = = = 211

61. Das gute Rosenmädchen = = = = = 213

62. Wahre Vaterlandsliebe = = = = = 217

63. Frühlingsgesang = = = = = = = 218

64. Die Akademie der Wissenschaften. Ein Spiel = 220

65. Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien = = = = = = = = 230

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXX (Bd. 2-5) 1.92

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818 [Herausgeber]

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: Dritter Theil

Frankfurt am Mayn 1796

40.7165-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702564-1
VD18 90774965